

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

TYPISCH WEIBLICH – TYPISCH MÄNNLICH

Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen

»Die Frauen sind ein dekoratives Geschlecht. Niemals haben sie etwas zu sagen, aber das bringen sie ganz reizend heraus.« (Oscar Wilde)

Oscar Wildes Auffassung von »der Frau« und »ihrer Sprache« ist auch heute zumindest auf der Ebene von Vorurteilen noch lebendig. Vorstellungen von der weiblichen Geschwätzigkeit und der im Kontrast dazu stehenden männlichen Sachlichkeit sind mehr oder weniger bewußt Bestand unseres Alltagswissens. Hier zeigt sich deutlich, wie eng die Bestimmung vom Sprachverhalten der Geschlechter mit den in einer Gesellschaft vorherrschenden, auf Geschlechtsrollen basierenden Bildern von »der Frau« und »dem Mann« verknüpft ist.

Die Linguistik hat erst in jüngster Zeit damit begonnen, »Geschlecht« als eine zu problematisierende Kategorie zu berücksichtigen. Die neuen Fragestellungen sind bekanntlich auf den Einfluß der Anfang der 70er Jahre einsetzenden feministischen Bewegung zurückzuführen, die auch aus sprachwissenschaftlicher Sicht die gesellschaftliche Benachteiligung der Frauen thematisierte. Man fing damals an, auch den Bereich Sprache auf Diskriminierung hin zu untersuchen. Ausgehend von der Erfahrung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann in unserer Gesellschaft, werden seitdem Ungleichheiten im sprachlichen System und, wichtiger noch, im Gesprächsverhalten herausgearbeitet und im Hinblick auf mögliche Veränderbarkeit diskutiert.

Die Kleingruppe als Szenario

Um nachzuweisen, daß Unterschiede im Kommunikationsverhalten auf den Einfluß des Faktors Geschlecht zurückzuführen sind, ist es nötig, den potentiellen Einfluß anderer Variablen wie z. B. der Rollen der Gesprächsteilnehmer/innen oder des Themas möglichst auszuschließen. Diese Voraussetzungen sind in der Kommunikationssituation studentischer Arbeitsgruppensitzungen gegeben: Studenten und Studentinnen, die kurz vor dem Germanistikexamen stehen, also im Durchschnitt ein 5jähriges Studium hinter sich haben, diskutieren –



»Gehe ich nun im Yuppie-Jackett oder bin ich heute kooperativ ohne Schulterbetonung...«

Illustration: Silvia Köhler

zumeist in privatem Rahmen – gemeinsam vor der Sitzung festgelegte und von jedem Teilnehmer/jeder Teilnehmerin vorbereitete literaturwissenschaftliche Themen. Da es sich um Gruppen handelt, gibt es keine von vornherein privilegierten Sprecher/innen. Die Kommunikationsteilnehmer/innen sind also im Rang und Status gleich.

Analysiert wurde das – verbale – Kommunikationsverhalten in studentischen Arbeitsgruppen von je 3 bis 4 Teilnehmern/Teilnehmerinnen, und zwar gemischtgeschlechtliche und gleichgeschlechtliche Gruppen. Bei der konversationsanalytischen Untersuchung konnten unter qualitativen und quantitativen Aspekten signifikante Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen kommunikativen Verhaltensweisen nachgewiesen werden.

Aus dem Inhalt

Zukunft 1987	
von Wolfgang Teubert	S. 2
Historische Tiefe in der Sprachforschung	
von Peter von Polenz	S. 5
Vom Duzen, Siezen und Erzen	
von Friederike Braun	S. 7
Sprachwissenschaft und Rassenideologie	
von Ulrike Haß	S. 9
Am Semantik-Telefon im Wahlkampf	
von Josef Klein	S. 12

Echtes und vorgebliches Zusammen- spiel

Die Frauen weisen anscheinend eine ausgeprägte kooperative Gesprächsorientierung auf, die sich darin ausdrückt, daß die Gemeinsamkeit der Themenerarbeitung und die damit verbundene Berücksichtigung und Unterstützung fremder Diskussionsbeiträge besonders betont wird (z. B. »Wie Peter schon gesagt hat, ...«).

Bei den Männern treten dagegen das gemeinsame Diskutieren und unterstützende kommunikative Verhaltensweisen in den Hintergrund; stattdessen überwiegt die eigene Wissensdarstellung. So beachten die männlichen Studenten deutlich weniger als die weiblichen Studenten die Themenausrichtung von Vorgängeräußerungen und verfolgen stattdessen ihre eigenen Interessenlagen. Gleichzeitig beginnen sie signifikant häufiger als die weiblichen Sprecher ihre Redebeiträge mit einleitenden Partikeln wie »ja« oder »genau«, deren Funktion hier vor allem darin besteht, einen (scheinbaren) Bezug zum vorangegangenen Sprecherbeitrag herzustellen. Auf diese Weise wird von ihnen trotz geringer Beachtung fremder Interessen an der Oberfläche eine gewisse Kooperativität gewahrt.

Von den Frauen werden dagegen häufiger als von den Männern Fragen zur gesprächsthematischen Steuerung eingesetzt, wobei es sich insbesondere um Fragen wie z. B. »Was meint denn ihr dazu?« handelt, deren Einsatz einer die Gemeinsamkeit betonenden Themenerarbeitung dient. Merkbare Unterschiede zwischen Frauen und Männern zeigen sich auch im Bereich des aktiven Zuhörens: Nicht nur daß die weiblichen Gesprächsteilnehmer häufiger Rückmeldungspartikeln wie »hm« oder »ja« einsetzen, sondern sie verwenden auch in weitaus stärkerem Maße Hörerrückmeldungen wie »das finde ich auch« oder »das ist gut« sowie unterstützende Satzergänzungen. Die zuletzt genannten Satzergänzungen, z. B. »neidisch sind und so ja«, stellen eine besondere Form dar: Sie sind zum einen ein Zeichen für aktives Zuhören: Die Platzierung von Satzergänzungen erfordert vom Hörer/von der Hörerin ein aufmerksames Verfolgen des Sprecherbeitrags. Zum andern dienen sie der sprecherrollenunabhängigen Einflußnahme auf die Themenentwicklung: Eigenes Wissen kann eingebracht und demonstriert werden, ohne daß dem jeweiligen Sprecher/der jeweiligen Sprecherin das Rederecht abgenommen wird.

Unterschiede zwischen Gruppen

Das unterschiedliche Kommunikationsverhalten von Frauen und Männern zeigt sich besonders deutlich im Vergleich der gleichgeschlechtlichen Gruppen. In den nur aus Frauen zusammengesetzten Gruppen herrscht eine sehr kooperative Art der Gesprächsgestaltung. Die Teilnehmerinnen sprechen sich häufig und direkt an und beziehen sich in ihren Beiträgen aufeinander.

Bei den Männergruppen ist eine völlig andere Art der Gruppenarbeit festzustellen. Die Teilnehmer gehen kaum auf die Redebeiträge ihrer Gesprächspartner ein, es finden außerdem relativ wenig Sprecherwechsel statt; lange Redebeiträge überwiegen. Die Diskussion gerät dabei schon fast zum Austausch von Monologen. Die Analyse ausgewählter Argumentationssequenzen bestätigt nochmals diese Unterschiede: Die kontroversen Meinungen werden in der Frauengruppe ausdiskutiert und zu einer von allen akzeptierten Lösung geführt, während in der Männergruppe und in den gemischtgeschlechtlichen Gruppen die männlichen Teilnehmer Gegenargumente zum Teil überhaupt nicht beachten oder aneinander vorbeireden und eine Beendigung der Argumentation durch einen Themenwechsel erreichen.

Wer sollte von wem lernen?

Will man/frau die Frage nach der Veränderbarkeit eines kommunikativen Verhaltens stellen, so erfordert dies zunächst eine Bewertung, welches Verhalten das »bessere« bzw. das »schlechtere« ist; erst dann kann man/frau fragen, wie es sich verändern läßt. Auf diese Probleme, die eigentlich einer ausführlichen Diskussion bedürfen, will ich hier kurz eingehen. Die auf ein Zusammenspiel angelegte kommunikative Orientierung schafft eine Form des Gesprächs und eine Gesprächsatmosphäre, die für die Zielsetzung einer studentischen Arbeitsgruppen-sitzung – der gemeinsamen Erarbeitung eines Themenkomplexes – die besseren Voraussetzungen bietet. Dies ließe sich auch allgemein auf andere Gespräche übertragen.

Was passiert aber, wenn eine kooperative Frau auf einen nonkooperativen Mann trifft? Dann setzt sich in aller Regel der Mann durch, denn die Frau unterstützt seine Beiträge und überläßt ihm die Themensteuerung. Das »bessere« kommunikative Verhalten der Frau wird ihr zum Nachteil, denn sie hat dadurch weniger Möglichkeiten, ihre Ideen einzubringen und darzulegen.

Dieses Beispiel läßt erkennen, wie problematisch es ist, ein bestimmtes Kommunikationsverhalten als erstrebenswert zu propagieren. Es genügt vielleicht schon, die mit bestimmten Gesprächsstilen verbundenen Auswirkungen zu beschreiben und zu diskutieren, um sie dadurch – auch wenn dies schon beinahe banal klingt – Lesern/Leserinnen bewußt zu machen und ihnen so die Möglichkeit zu geben, Konsequenzen hinsichtlich ihres Sprachverhaltens zu ziehen.

Claudia Schmidt

Frau Claudia Schmidt, M. A., schreibt an der Universität Freiburg eine Dissertation über das Thema »Geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen«.

ZUKUNFT 1987

Die Wahlplakate der Parteien

Im langweiligsten Bundestagswahlkampf seit Gründung der Republik zeugen auch die Wahlplakate der Parteien von demoskopiegesteuerter Einfallsllosigkeit. Nur keine Aussage wagen, der nicht jeder Wähler zustimmen könnte, heißt, so scheint es, die Devise.

»Diesmal geht's um die Zukunft. Die Angst, sie könnten keine Zukunft haben, scheint den Deutschen ins Mark zu gehen. In der Zukunftsangst kulminieren alle anderen Ängste... So scheinen es zumindest die Werbefachleute der Parteien zu sehen«, schreibt Michael Miersch in der taz vom 13. 12. 1986. Die Zukunft, die uns versprochen wird, entlarvt sich als verklärte Gegenwart. Alles soll so weitergehen wie bisher, nur ein bißchen besser: etwas weniger Arbeitslose, Abgase, Ausländer, Aufrüstung; Krankenkassen- und Rentenversicherungsbeiträge, Preise und Umweltverschmutzung sollen nicht länger zunehmen, wohl aber das Brutto-sozialprodukt und die Zahl der (deutschen) Kinder.

Väterliches Lob zollt die CDU den Untertanen: »Weiter so, Deutschland!« Was das für den einzelnen bedeutet, sagt die FDP: »Zukunft durch Leistung«. Wer bei dieser Partei sein Kreuz macht, der kann sich zu den Leistungsträgern dieser Gesellschaft zählen, und sei es als Steuerinspektor beim örtlichen Finanzamt. Nicht vor der Zukunft braucht man Angst zu haben, sondern vor »Rot-Grün«. Und wie reagiert die Opposition?

Sprachlich hat die SPD den Vogel abgeschossen: »Erneuern, um die Zukunft zu bewahren.« Mit diesem »semantischen Doppelaxel« (Michael Miersch) gelingt ihr mühelos die Quadratur des Kreises: Sie schwingt sich auf den Zukunftswagen der Koalition, biedert sich bei konservativen Traditionsbewahrern an und empfiehlt sich potentiellen Grünwählern als reformfreundige Alternative. Das Wahlergebnis zeigt, wie schwer es ist, es allen zugleich rechtmachen zu wollen. Auch der Slogan »statt Krieg der Sterne Frieden auf Erden« eckt nirgends an, sondern weckt gerade in der Weihnachtszeit Assoziationen an den Pfarrer auf der Kanzel: er wirkt so realitätsfern (»versöhnend«) wie die Geschichte von Bethlehem. Ein politisches Konzept enthält er nicht.

zu machen: »Freiheit statt Sozialismus«; »Den Aufschwung wählen«. Während indessen *Freiheit* oder *Aufschwung* eine zwar unscharfe, aber immerhin noch identifizierbare Information liefern, ist mit *Zukunft* erstmals ein absolutes semantisches Neutrum zum Inbegriff der politischen Zielbestimmung geworden: Ausdruck allgemeiner Perspektivlosigkeit?

Aus einem Volk, das einmal für *mehr Freiheit, mehr Mitbestimmung, mehr Wohlstand, sogar mehr Demokratie* votierte, sind verängstigte Menschen geworden, die nur noch hoffen, daß alles so bleibt, wie es ist. Zukunft als Experiment, als Hoffnung auf eine andere, bessere Welt, hat derzeit keine Konjunktur.

Wolfgang Teubert



Zukunft auch bei den Grünen – aber mit Fragezeichen. Der Tenor ist: Wenn man eine andere Zukunft will, dann muß man jetzt die Weichen stellen. Wer »friedlich in die Zukunft« will, muß jetzt abrüsten; wer »in Zukunft Frauenpolitik« will, muß jetzt Frauen in den Bundestag wählen. Wer von den Grünen einen alternativen Wahlkampf erwartet hat, ist enttäuscht. Tschernobyl, Sandoz und das schwache Bild der anderen Parteien machten für die Grünen einen Wahlkampf mit Plakaten anscheinend überflüssig.

Anfang der siebziger Jahre wurden von den Parteien noch politische Kampfbegriffe besetzt und umgemünzt: so wurde aus der *Solidarität der Arbeitnehmer gegen die Unternehmer* die *Solidarität der Tarifpartner*. Seitdem lassen die Parteien von den Demoskopen gefahrlosere Wörter ermitteln, die bei den Wählern einen positiven Klang haben, und versuchen, sie der gegnerischen Partei abstreitig



Tagungskalender

1.–5. April 1987 (Arizona)
International Humor Conference,
Tempe. – Information: Don L. F. Nilsen,
English Department, Arizona State Uni-
versity, Tempe, AZ 85287, U.S.A.

24.–27. August 1987 (Trier)
IV. Internationale Konferenz zur
Geschichte der Sprachwissenschaften.
– Information: H.-J. Niederehe, Fach-
bereich II – Romanistik, Universität
Trier, Postfach 3825, 5500 Trier

KURZE KARRIERE – ODER: WO IST DER ENTSORGUNGSPARK?

Stellen wir uns einen Wörterbuchschreiber vor, es darf auch ein weiblicher sein, der eines Morgens mit frühlichem Vorsatz seinem Schreibtisch zustrebt: Heut' woll'n wir einen Wörterbuchartikel zu *Entsorgungspark* schreiben, in dem alles Bedeutende, Sachliche, alles Schreckliche und schön Beschönigende fein säuberlich dargelegt und beschrieben ist.

Er schaut in seinen Zettelkasten, unter »E«, hinter »Entsorgung«, in dem die Zitatensätze jahrelanger Lektüre auf Deutung warten. Was kommt denn da ans Licht? *Entsorgungsanlage*, *Entsorgungszentrum*, auch als *Endlager*, *radioaktives Abfallager* bezeichnet. Das sind die »Sinnverwandten«, die brauchen wir später. Hier: *nuklearer Friedhof* steht 1975 im »Spiegel«, typisch, auch die *Atommüll-Deponie*, das war damals wohl noch spiegelwitzig gemeint.

Merkwürdig, auf vielen Zetteln wird *Entsorgung* und *entsorgen* in Gänsefüßchen gesetzt oder sprachlich mit spitzen Fingern angefaßt: *die sog. Entsorgung*. Und es wuchern auch schon die Metaphern! Ein Glossenautor fordert, man solle endlich die deutsche Sprache von den schlimmen Bürokratisten »entsorgen« und der Kollege Nichtraucher bittet angeekelt um die *Entsorgung* der Aschenbecher im Pausenraum. Damit wird ja offensichtlich behauptet, es handele sich bei Bürokratisten, Zigarettenkippen usw. um höchstgefährliche Schadstoffe. Was immer man künftig einer »geordneten Entsorgung zuführen« will, ob bildlich gesprochen oder »echt«, wir werden es plötzlich mit anderen Augen sehen: Alles wird Schadstoff.

Immer noch kein Beleg für den Park, den ganz normalen, unironischen *Entsorgungspark*! Auch der Computer spuckt ihn nicht aus; es will ihn heute wohl niemand mehr im Munde geführt haben. Ob vielleicht doch unter »G«, wie »Gartenanlage« Komma »pflegeleicht«? Da, noch ein Hinweis, letzte Rettung: ein Zettel mit geheimnisvollem Signum, DWe 76/1/22 KeMa. Es ist zwecklos, lieber Leser, Sie werden nicht wie ein Wörterbuchmensch die wunderbaren Welten wittern, die sich hinter Abkürzungen wie dieser auftun.

KeMa (Keller-Magazin) und DIE WELT suchen, wie sie am 22. Januar 1976 aussah, und werden den *Entsorgungspark* finden. Gesagt, getan, Mantel an und runter, im Keller wird's licht.

Und schließlich ist der Schatz gehoben! Ein echter, veritabler Beleg, ganz ohne Gänsefüßchen und ohne »sog.« davor, auch nicht als Metapher von streitenden Historikern mißbraucht – von wegen »Entsorgung« der deutschen Vergangenheit, das bringt einem Wörterbuchmenschen bloß die ganze Semantik durcheinander. Nein, hier ist der *Entsorgungspark* ganz ernsthaft gemeint als frohe Kunde in der Rubrik »Aus Wissenschaft und Technik«:

Ein Zentrum für Atommüll

... Das Endlager für radioaktive Abfälle ist nur ein Teil des Konzeptes der Bundesregierung zur Entsorgung von Kernkraftwerken. ... Auf einem Gelände von mehreren Quadratkilometern Fläche zur Wiederaufbereitung bestrahlter Kernbrennstoffe sollen sich alle anderen Einrichtungen gruppieren, die für die Beseitigung radioaktiver Abfälle erforderlich sind. ... Das zurückgewonnene Uran und das Plutonium werden anschließend wieder zu Brennelementen verarbeitet. ... Für die Wiederaufarbeitungsfabrik werden die Baukosten auf 2,5 Milliarden Mark geschätzt. Für das Endlager werden Mittel in der gleichen Größenordnung benötigt. ... Von der Verwirklichung des zentralen Entsorgungsparks in Norddeutschland erwartet die Bundesregierung eine erhebliche Reduzierung des kerntechnischen Risikos: Ein räumlich konzentriertes System von Anlagen läßt sich sehr viel einfacher schützen als eine Vielzahl kleinerer Anlagen.

(Die Welt 22. 1. 76, 15)

Aber dabei bleibt es, gut zehn Jahre ist der Fund alt, danach verliert sich die Spur des *Entsorgungsparks* im Dunkel. Unser Wörterbuchmensch zieht sich ebenfalls zurück; die Befunde wollen sorgsam gedeutet werden.

Das Wort ist tot – und die Sache? Aus Gorleben ist ein sog. Zwischenlager geworden (seit Oktober 1983); in Wackersdorf soll »nur« wiederaufgearbeitet, nichts endgelagert werden. *Brennstoff-Recycling* heißt ein neues Wort, ist jemand gegen Recycling? Na also. Oder *Kernbrennstoff-Kreislauf*, da geht's zu wie in der Natur, man muß es nur so sehen wollen: das Ökosystem aus Kernkraftwerk und Wiederaufarbeitungsanlage, die richtigen Wörter machen's möglich.

Der berühmte amerikanische Computerspezialist Josef Weizenbaum (geb. 1923 in Berlin, 1935 in die USA emigriert) sagte 1980 während der Hochschultage der FU Berlin in einer Rede: »Als Fremder habe ich ein gutes Ohr für sonderbare Worte. Und ich meine,

daß ein Volk, das ein Wort wie »Entsorgungspark« herunterschlucken kann, schon fast verloren ist.«

Nein, lieber Herr Weizenbaum, diese Sorge ist unbegründet; heruntergeschluckt haben wir den *Entsorgungspark* nicht, sogar das viel harmlosere *entsorgen* verwenden wir nur unter besonderen Sicherheitsvorkehrungen. Es ist ein Bewußtsein kontaminierten Wortguts entstanden; am Anfang der Hellhörigkeit stand das Wortmonster *Entsorgungspark*.

Ulrike Haß

Benzin

An französischen Tankstellen heißt es *essence*, an englischen *petrol*, an amerikanischen *gas* – sollte das bei uns gebräuchliche Wort den Erfinder des Motorwagens ehren? Weit gefehlt: *Benzin* ist älter; das Wort wurde bereits 1833 von dem Chemiker Eilhard Mitscherlich geprägt, während Justus von Liebig 1834 für dieselbe Substanz den Ausdruck Benzol vorschlug (Oxford English Dictionary, Vol. I, 1933). Heute ist Benzin ein »Gemisch aus gesättigten Kohlenwasserstoffen«, Benzol dagegen bezeichnet ein »Teerdestillat [aus Steinkohle]« bzw. den »einfachsten aromatischen Kohlenwasserstoff« (Duden Fremdwörterbuch, 4. Aufl., 1982).

Abgeleitet ist *Benzin* von *Benzoe*, ein »bröckliches Gummiharz von bräunlich grüner Farbe, durchdringendem, balsamischen Geruch, wenn man es reibt oder anzündet, von süßlichem, gewürzhaften und angenehmen Geschmack« (man gewinnt es von dem Benzoebaum, auf Java, Sumatra etc. durch Einschnitte in den Stamm...). (Allg. Wörterbuch zur Verdeutschung und Erklärung von J. C. A. Heyse, 1804.) J. H. Campe, Wörterbuch der deutschen Sprache, 1807, nennt den Benzoebaum lieber *Benjaminbaum* (nicht verwandt mit dem ficus benjamine, sondern zur Familie der Storaxbäume aus der Gattung der Sapotaceen gehörig; vgl. Meyer's Konversations-Lexikon, 2. Aufl, 1867). Chemisch hat Benzoe wenig mit Benzin zu tun.

Benzoe ist abgeleitet aus arab. *lubān dschāwī* (»javanischer Weihrauch«); die Italiener hielten *lu* für ihren Artikel *lo* und nannten das Harz *bengiu*, wobei das *z* (für *gi*) des botanistenlateinischen Benzoe aus einer norditalienischen Mundart stammt. Dagegen ist *Benjaminbaum* (engl. *benjamin tree*, frz. *benjoin* über die spanische Version *ben-jui* [volksetym. interpretiert als

»Judenweihrauch«) ins Deutsche gelangt. Der botanische Name für Judenweihrauch ist wiederum *Storax* (Kluge, *Etmologisches Wörterbuch*, 20. Aufl., 1967; Skeat, *Etmological Dictionary*, New Edition, 1961; Littré, *Dictionnaire de la langue française*, 1876).

Als gebräuchliche Bezeichnung für den amtsdeutschen *Kraftstoff* hatte sich *Benzin* bereits 1893 durchgesetzt, ebenso wie *Benzinmotor* für *Petroleumkraftmaschine* (Meyers Konversationslexikon, 5. Aufl., 1893). Daß das Deutsche mit diesem Wort nicht ganz allein dasteht, zeigt beispielsweise das isländische *bensin*.

social judgement, 1980) durchaus möglich erscheint. Aus dem Bestreben, dem übelriechenden Produkt – und damit sich selbst (im Sinne einer *Ersatzhandlung* nach Freud) – einen tieferen Sinn zu verleihen als schlichtweg brennbar zu sein, schöpfte er die Kraft und die Ausdauer zu einer letztlich weltverändernden Erfindung.

Im übrigen ist Name Schall und Rauch (Goethe, 1806), und ein Kraftfahrzeug erzeugt beides in hinreichendem Maße.

Joachim Grabowski-Gellert
Wolfgang Teubert

Herbert Hoven (Hrsg.), *Guten Abend: Hier ist das deutsche Fernsehen. Zur Sprache der Bilder*. Darmstadt 1986 (= Sammlung Luchterhand 681) DM 14,80

Winfried Nöth, *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart 1985, 560 S., DM 78,-

Helmut Glück, *Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*. Stuttgart 1986, 314 S., DM 68,-

Benz

Über die Herkunft des Namens Benz streiten sich die Gelehrten. Heintze-Cascorbi (*Die deutschen Familiennamen*, 1967) sieht *Benz*, zusammen mit *Bense*, *Pantz* und ähnlichen Formen aus dem langobardischen *Bandwôn* (= Kriegsbanner) als einstämmige Kürzung hervorgehen, bietet zugleich jedoch die Möglichkeit der Ableitung aus *Beran* (= Bär) an, wofür im Schwäbischen die Zusammensetzung *Usenbenz* (= Schweinebär) belegt ist. Quellennachweise für die Verwendung als Familiennamen bestehen in Freiburg seit 1460. Als Vorname ist *Bentz* in Konstanz schon seit 1396 überliefert und leitet sich, darauf weist Brechenmacher (*Etmologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen*, 1957) ausdrücklich hin, ausschließlich aus *Berchtold* ab.

Hat nun Karl Benz mit dem so ähnlich klingenden Kraftstoff keine weitere Verbindung als die einer zufälligen Wortähnlichkeit? Das mag verwundern, weil Namen in der Geschichte des Automobils auch an anderen Stellen zum Symbol wurden. So heißt der Kraftstoff für die Verbrennungsmaschine mit dem höchsten Wirkungsgrad noch heute *Diesel*, und dies auch im Englischen. *Mercedes*, eben wegen dieser Automarke als Vorname in der westlichen Welt heutzutage unbrauchbar, erinnert an eine junge Verwandte Gottlieb Daimlers.

So sollen zumindest zwei Hypothesen aufgestellt werden: 1. Karl Benz baute den ersten straßentauglichen Motorwagen 1885, *Benzin* hatte sich als Sprachgebrauch 1893 schon durchgesetzt. Wenn Benz nicht zufällig *Benz* geheißen hätte, hätte sich vielleicht *Kraftstoff* oder *Fahrsaft* durchgesetzt. 2. Karl Benz fühlte sich aufgrund der Namensverwandtschaft zu dem Stoff in einer mythischen Verbindung, was nach Nisbett & Ross (*Human Inference: Strategies and shortcomings of*

Kuratoren sagen ihre Meinung

HISTORISCHE TIEFE IN DER SPRACHFORSCHUNG

Nach dem Satzungstext ist es Arbeitsauftrag des Instituts für deutsche Sprache (IDS), »die deutsche Sprache, vor allem in ihrem gegenwärtigen Gebrauch, wissenschaftlich zu erforschen«. Die Konjunkionalgruppe »vor allem« impliziert: »auch in ihrem historischen Gebrauch«. Damit dürften weniger die früheren Sprachstufen Alt-, Mittel- und Frühneuhochdeutsch gemeint sein, die in der traditionellen Germanistik sehr im Vordergrund standen, als vielmehr die Großepoche, in der das heutige Deutsch wurzelt: die Sprachentwicklung seit der Aufklärungszeit. Das Interesse für neuere deutsche Sprachgeschichte ist leider keine Selbstverständlichkeit. Die seit den späten 60er Jahren betriebene Emanzipation der germanistischen Linguistik aus der Bindung an die »Altgermanistik« hat zu einer sehr gruppendynamischen Expansion der Sprachtheorie und des Studiums der Gegenwartssprache geführt, aber nicht im gleichen Maße zur Erforschung der deutschen Sprachgeschichte der letzten zweieinhalb Jahrhunderte. Hier ist noch viel zu tun.

In der Arbeit des IDS ist die sprachgeschichtliche Komponente schon sehr beachtlich in der Innsbrucker Wortbildung, in der Zuendeführung des Schulz/Baslischen Fremdwörterbuchs, in der zunehmenden historischen Tiefe der Projekte »Schwere

Wörter« und »Lehn-Wortbildung« und der Kommissionsarbeit zur Rechtschreibreform und zur Sprachentwicklung. Auch gab es sprachgeschichtliche Jahrestagungen. Es ist aber nicht einzusehen, warum nicht auch im Grammatik-Projekt sprachhistorische Perspektiven berücksichtigt werden sollten, etwa in der Auswahl von Schwerpunkten. Nicht intellektuelle Problemlösungs-Bedürfnisse der Linguisten sollten da den Vorrang haben, sondern die sprachgeschichtliche Relevanz von Teilen der deutschen Grammatik. Beim Projekt »Schwere Wörter« ist die anfängliche Bevorzugung von so etwas wie Medikament-Beipackzetteln zurückgetreten hinter geschichtsträchtigen Wortschatzbereichen wie Politik, Umwelt, Kultur und Bildung, gewichtet nach der Interessantheit aufgrund sprachkritischer Äußerungen in der Publizistik. In ähnlicher Weise könnten auch im Grammatik-Projekt solche Teilbereiche bevorzugt ausgewählt werden, die aufgrund sprachkritischer Bewertungen von offensichtlichen Sprachwandel und vom Unbehagen vieler Zeitgenossen am Sprachwandel gekennzeichnet sind: substantivische Prädikatsausdrücke aller Art, satzsemantische Verknüpfungsmittel (Konjunktionen, Konjunkionaladverbien, Präpositionen, Relationsverben), Valenzwandel, Passiv-Ersatzformen, appositionelle Attribute, Ausklammerungen, Parenthesen, usw. Wo immer

die völlige Neuheit und »Unerhörtheit« heutiger Ausdrucksweisen vermutet oder behauptet wird, da sollte nachgeprüft werden, ob diese Varianten etwa in bestimmten Textgattungen schon ihre Geschichte haben; und auf den heute selbstverständlichen Gebrauch früher sprachkritisch beanstandeter Formen (z. B. bei Wustmann) sollte, wo immer möglich, hingewiesen werden.



Professor Dr. Peter von Polenz, Ordinarius für Germanistische Linguistik an der Universität Trier, ist Mitglied des Kuratoriums des Instituts für deutsche Sprache

Sprache wird heute – nach der »pragmatischen Wende« der germanistischen Sprachwissenschaft – als ein grundsätzlich heterogenes, vielfach widersprüchliches Variationssystem aufgefaßt, in dem das historisch Ungleichzeitige gleichzeitig funktioniert und der Sprachwandel in der Sprachvariation immer schon vorbereitet ist. Sprachforscher ohne sprachgeschichtliche und sprachkritische Perspektive müssen sich also den Vorwurf akademischer Betriebsblindheit gefallen lassen. Das IDS sollte in Forschung und Öffentlichkeitsarbeit sprachgeschichtliche Entwicklungstendenzen und sprachkritische Auffassungen jeder Art kritisch ernstnehmen. Der strukturalistische »Leave-your-language-alone!«-Standpunkt ist heute überwunden durch sprachpragmatische, soziolinguistische, textlinguistische, sozial- und mediengeschichtliche Fragestellungen und Methoden, auch durch ein neues Interesse für Geschichte. Eine Besserung des begründet schlechten Image der »Linguistik« in der Öffentlichkeit ist deshalb in sehr sensibler Weise auch vom Tonfall abhängig, mit dem man Vertreterin traditioneller Sprachbewertungen in der Öffentlichkeit gegenübertritt.

An historischer Tiefe mangelt es denjenigen, die sich über »Sprachverfall« und »Fremdwörter« pauschal beklagen, in der gleichen Weise wie denjenigen, die ebenso pauschal behaupten, es gebe keinen »Sprachverfall« und keine »Fremdwörter«. Die Klagen über Sprachverfall und Fremdwörter entsprechen historisch gewachsenen, begründeten Ideologien, die etwa vergleichbar sind mit der süddeutschen »Preußen«-Verachtung seit der Restaurationszeit oder der Geringschätzung der Meißnisch-obersächsischen Sprechweise seit dem 18. Jahrhundert. Die reale gesellschaftliche Existenz solcher Ideologien kann nicht einfach geleugnet oder diffamiert werden. Das Sprachbewußtsein bestimmter Gruppen von Sprachbenutzern, ja ganzer Sprachbevölkerungen, ist ein konstitutiver Teil einer Sprache und ihrer Geschichte, ist selbst ein wirksamer Faktor von Sprachgebrauch, Sprachkonservierung und Sprachwandel. Auch Soziologen haben die Bedeutung von »Alltagswissen« und kollektiven »Attitüden« erkannt.

In beiden Fällen handelt es sich keineswegs um reine Irrtümer, die man einfach durch emotionale Negation aus der Welt schaffen könnte. Wer nicht mehr einem naiven Fortschritts-Optimismus anhängt, weiß, daß die Entwicklung soziokultureller Praxis aus zweierlei besteht: Schwund alter Konventionen (konkreter: Vergessen, Sich-Abgewöhnen, Ablehnen usw.) und Entstehen neuer Konventionen (konkreter: Abweichen, Nachmachen, Sich-Angewöhnen, Bevorzugen usw.), und daß das Verhältnis zwischen Schwund und Zuwachs legitimer Gegenstand kulturkritischer Bewertungen ist. Ebenso wenig wie etwa bei der Entwicklung von Industrie und Technik oder Familienkultur, steht auch im Bereich des Sprachwandels irgendeiner Gruppe oder Institution ein Monopol auf solche Bewertungen zu. Zwar können bestimmte Bewertungen mit politischer Macht erzwungen werden; aber Sprachpolitik ist nicht Sache von Sprachwissenschaftlern. Den populären Ansichten über Sprache und Sprachwandel sollten wir jedenfalls nicht mit Polemik und flotten Formulierungen begegnen, sondern mit argumentativem Ernst, mit dem Ziel, möglichst viele »Sprachfreunde« von einer differenzierteren Betrachtungsweise zu überzeugen, so wie es in den meisten Artikeln dieses institutseigenen PR-Blattes angestrebt wird.

Die Auffassung des Sprachwandels als »Sprachverfall« hat zwar mythisch-religiöse Ursprünge, z. B. im Gedanken des Verlustes einer von Gott gegebenen »Ursprache« durch die Strafe der Babylonischen Sprachverwirrung. Sie ist aber trotzdem nicht nur ein durch die Aufklärung überwundener Aber-

glaube. Die Begriffe »Sprachverfall« und »Fremdwort« gehören vielmehr zu den lebendigen historischen Traditionen der Deutschen aus den letzten drei Jahrhunderten. Die Sorge um die Verfall aufgefaßte Weiterentwicklung der deutschen Sprache ist vor allem eine Folge der »Sprachkrise« seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Die große Kluft zwischen der nach »Klassikern« wirklichkeitsfern standardisierten bürgerlichen Literatur- und Bildungssprache (die in Schulaufsätzen und Festreden als Stilmorm des »guten Deutsch« eingeübt wurde) und dem modernisierten Sprachgebrauch der industriegesellschaftlichen Massenkommunikation wurde vielen aufmerksamen Sprachbeobachtern erschreckend bewußt.

Die Praxis der öffentlichen deutschen Sprachkultur hat sich besonders in den Jahrzehnten nach der Mitte des 19. Jahrhunderts stark verändert, als die in der Restaurationszeit verhinderte oder verzögerte Industrialisierung Deutschlands forciert nachgeholt wurde. So erschienen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche emotional-sprachkritische Bücher über »Sprachmißbrauch«, »Sprachsünden«, »Sprachverrottung«, »Sprachdummheiten«, »Sprachschäden«, »Sprachverwilderung«, »Sprachverderbnis« usw. (s. Cherubim 181 f.). In dieser Zeit des ersten modernen Entwicklungsschubs der deutschen Sprache mußte solchen konservativen »Sprachfreunden« der nivellierte bzw. ökonomisierte bzw. ideologisierte neue Sprachgebrauch von Massenpresse, Politik, Technik und Großstadtleben als »Verhöhnung der Sprache Goethes« erscheinen. Schriftsteller zogen nach der Jahrhundertwende mit Sprachspielerei und Sprachverfremdung ihre eigenen Konsequenzen.

Diese Sprachkrise ist bis heute ebensowenig überwunden wie die Zweifel an den »Fortschritten« der Industriegesellschaft. Statt Leugnung des Sprachverfall-Gedankens ist es Aufgabe der germanistischen Sprachwissenschaft, differenzierend und umsichtig abwägend zu untersuchen, welche der offensichtlichen Sprachentwicklungen, für wen, in welchen Kommunikationssituationen, Schaden oder Nutzen, Zwang oder Befreiung bedeuten. Vorteile für die einen sind oft Nachteile für die anderen, vor allem im Bereich der Sprachökonomie mit ihren Verkürzungen, Verschleierungen und ihrer Beschleunigung des Rede- und Schreibtempos.

Ähnlich steht es um den »Fremdwort«-Begriff. Der Kampf gegen Fremdwörter war in der Zeit des Absolutismus eine wohl begründete bürgerliche Notwehr gegen die französische Oberschicht-Kultur, dann während der

späten Entwicklung eines deutschen Nationalbewußtseins im 19. Jahrhundert eine der romantischen Mittelalterbegeisterung vergleichbare Ideologisierungshilfe, zuletzt noch sprachpolitisch praktiziert durch offizielle puristische Wortschatz-Regelungen des Bismarckreiches (Fremdwortverdeutlichungen bei Bahn, Post, Verwaltung, Militär), mit der Folge einer sprachlichen Distanzierung von den anderen deutschsprachigen Staaten.

Nachdem diese politische Motivation sich erübrigt hatte, blieb für viele noch immer genug Anlaß zur Fortsetzung der Fremdwort-Ideologie aus bildungspolitischer Perspektive: Das im deutschen Gymnasium und Abitur institutionalisierte bildungsbürgerliche Privilegierungssystem des 19. Jahrhunderts hat weiterhin die Gewohnheit gefördert, mit unerklärten Fachtermini und akademischen Jargonismen sprachsymptomatisch Bildung und Macht zu signalisieren. Daß dazu entlehnte Wörter und Wortstämme auf lateinisch-griechisch-französischer oder englischer Basis (mit z. T. komplizierten Lautwechsel-, Flexions- und Wortbil-

dungsregeln) einen erheblichen Teil beitragen, kann nicht geleugnet werden. Der vage, halbverstandene, unerklärte Gebrauch von Fremdwörtern und anderen Wörtern aus der Expertensprache ist noch immer ein sozialpragmatisches Sprachproblem, gerade in einer Medienkultur, die von asymmetrischen Kommunikationsbeziehungen (Einweg-Kommunikation) und beschleunigtem sprachlichen Massenkonsum gekennzeichnet ist.

Eine Verdrängung dieses Problems stünde gerade uns Sprachwissenschaftlern nicht gut an, da wir seit dem »Linguistik-Boom« der 60er Jahre in dieser Hinsicht mehr denn je im Glashaus sitzen. Auch wenn wir nachweisen können, daß es mit vielen der Wörter, die niemals aus einer anderen Sprache entlehnt worden sind, ähnliche Verständnisprobleme gibt wie mit Fremdwörtern, und dafür die übergreifende Kategorie »Schwere Wörter« erfinden, sind wir doch nicht berechtigt, den im Sprachbewußtsein und Sprachverhalten existierenden und wirksamen Begriff »Fremdwort« vom Tisch zu wischen. Die IDS-Projekte »Schwe-

re Wörter« und »Lehn-Wortbildung« bedeuten nicht das Ende des Fremdwort-Problems, sondern stellen moderne, wissenschaftlich weiterführende Beiträge zur jahrhundertealten deutschen Fremdwort-Diskussion dar. Nicht anders als bei unseren (unerreichten) Vorgängern Adelung und Grimm, gilt auch für die Arbeit des Instituts für deutsche Sprache: Erforschung der deutschen Sprache ist, ob wir es wollen oder nicht, Teil der Geschichte der deutschen Sprache und hat Anteil an ihren Traditionen und Traditionsbrüchen.

Peter von Polenz

Literaturhinweise:

Peter Braun (Hg.): Fremdwort-Diskussion. München 1979. (UTB 797).

Dieter Cherbim: Sprachentwicklung und Sprachkritik im 19. Jahrhundert. In: Thomas Cramer (Hg.), Literatur und Sprache im historischen Prozeß. Bd. 2. Tübingen 1983, S. 170–188.

Peter v. Polenz: Die Sprachkrise der Jahrhundertwende und das bürgerliche Bildungsdeutsch. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 14, 1983, H. 2, S. 3–13.

VOM DUZEN, SIEZEN UND ERZEN

– ANREDEFORMEN, ANREDEPROBLEME

»Spielt er denn auch Fußball?« fragte der Vater einer Bekannten deren neuen Freund und meinte: . . . den Freund selbst. Wäre nicht von Fußball die Rede gewesen, so hätte diese *er*-Anrede einem Lessingschen Drama entstammen können, stattdessen entsprang sie jedoch einer akuten »Anredenot« des 20. Jahrhunderts. Nicht nur die Wahl zwischen *du* und *Sie* kann im Deutschen zu Unsicherheiten (und interessanten sprachlichen Drahtseilakten) führen, sondern, wie wohl jeder einmal selbst erlebt hat, auch die Anrede mit *Frau* oder *Frl.* oder z. B. der Gebrauch bzw. Nicht-Gebrauch von Titeln. Noch schwieriger wird die adäquate Wahl von verschiedenen höflichen Anredeformen natürlich, wenn es sich um eine Fremdsprache handelt, in der man sich ohnehin nicht zu Hause fühlt.

Das Kieler Forschungsprojekt zur Anrede

Mit der Fragestellung im Auge, wie Anredesystem und -verhalten gesellschaftliche Strukturen widerspiegeln, wurde am Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft der Universität

Duzen in Deutschland

Das Personalpronomen *du* ist als Bezeichnung für die angesprochene Person vor allem im vertraulich-familiären Bereich gebräuchlich . . .

Auch in Leichenreden verwendet man noch *du*, wenn man den Verstorbenen anredet, ebenso ist *du* die Anrede an heilige Personen, an Tiere, Dinge und Abstrakta . . .

(Aus: Duden-Grammatik, 4. Aufl., Mannheim 1984, S. 317.)

Kiel unter Leitung von Werner Winter ein Forschungsprojekt zur Anrede in natürlichen Sprachen durchgeführt, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. In diesem Projekt haben meine Kollegen Armin Kohz, Klaus Schubert, Zsuzsanna Bényei und ich über mehrere Jahre Material über die Anrede in verschiedenen Sprachen zusammengetragen, zum einen durch das Sammeln von Veröffentlichungen zu diesem Thema und zum anderen durch Befragung

muttersprachlicher Sprecher zum Anredegebrauch in ihrer Sprache. So wurden Informationen auch über Anredesysteme gewonnen, die noch nicht oder wenig untersucht sind, obwohl grammatische Beschreibungen der Sprachen existieren. Solche Informationen stellen auch die allererste Annäherung an kontrastive Fragestellungen dar, aus denen in einer späteren Stufe praxisbezogene Folgerungen gezogen werden könnten.

Was sind Anredeformen?

Anredeformen sind Wörter, die sich auf den Gesprächspartner beziehen. Davon zu unterscheiden sind Ansprechformen, die den sprachlichen Kontakt zum Hörer einleiten (*He, Entschuldigung, Guten Tag*).

Anredeformen entstammen in der Regel den drei Wortklassen Pronomen, Verb und Nomen. Anredepronomen sind z. B. dt. *du/Sie*, engl. *you*, frz. *tu/vous*, span. *tú/usted*. In Sprachen mit fakultativem Subjektpronomen sind z. T. Verbformen die einzigen Träger der Anrede. In finn. *Mitä haluat?* »Was willst [du]?« ist z. B. nur das Verb *halua-t* für die 2. Pers. Sg. und damit für die »du«-Anrede markiert. Unter den nominalen Anredeformen sind Namen, Verwandtschaftswörter (dt. *Oma*, arab. *‘ammi* »mein Onkel«, türk. *abla* »ältere Schwester«), Herr/Frau-Wörter (frz. *monsieur/madame*, poln. *pan/pani*), Titel (dt. *Dr., Graf*, engl.

duke, finn. *maisteri* »Magister«) und Berufsbezeichnungen (dt. *Kellner*, frz. *chauffeur*, ungar. *tanár* »Lehrer«) die am häufigsten vertretenen Kategorien. Jedoch sollte man hier noch unterscheiden, ob eine Nominalform im Satz syntaktisch gebunden ist wie in (1) – indirekte Anrede – oder ob sie frei vor/in/hinter einem Satz steht wie in (2).

- (1) *Hat die Dame noch einen Wunsch?*
(2) *Peter, kommst du mal?*
Kommst du mal, Peter?

Für die Beurteilung von Anredeverhältnissen muß allerdings nicht nur festgestellt werden, wie der Sprecher A den Hörer B anredet, sondern auch, welche Formen B zur Anrede an A zurückgibt. Denn entsprechend der vorherrschenden Anredetheorie deutet einseitige (nonreziproke) Formenverwendung auf einen Statusunterschied hin, während beiderseitige (reziproke) Verwendung eher auf ein symmetrisches, vertrautes oder distanzierendes, Verhältnis schließen läßt.

Neben der Anrede gibt es mehrere andere Bereiche, in denen je nach Einzelsprache zwischen verschiedenen höflichen Formen differenziert wird, z. B. Grußfloskeln (norddt. *Na?* vs. *Guten Tag*), Bezeichnungen Dritter (*Herr Dr. Klöbner* vs. *der Alte*) oder Selbstbezeichnungen (*ich, der Unterzeichnete, meine Wenigkeit*). Während Selbstbezeichnungen und Besprechformen besonders in einigen asiatischen Sprachen (Japanisch, Koreanisch) fein abgestufte Systeme bilden, ist jedoch die Anrede in allen Sprachen auf irgendeine Weise differenziert und somit interessant.

Probleme im interkulturellen Kontakt

Interessant – inwiefern eigentlich? Die eingangs beschriebene Anredenot, die schließlich zum Ausweichen auf das *er* führte, ergab sich aus der Notwendigkeit, zwischen verschiedenen höflichen oder distanzierenden Formen zu wählen. Die Auswahl von Anredeformen aus dem System, das Anredeverhalten also, gibt Aufschluß darüber, wie der Sprecher sein Verhältnis zum Gesprächspartner einschätzt und wie er sich selber darstellen möchte. Wichtig ist nun, daß diese Einschätzung vom Partner akzeptiert wird, daß sie den anderen nicht beleidigt oder der Sprecher sich nicht unangemessen erniedrigt. Für die Sprachbenutzer ist also die adäquate Anrede in konkreten Situationen immer wieder von Bedeutung, wenn sie ein reibungsloses Zusammenleben und Kommunizieren ermöglichen wollen.

Ein besonders dringendes Interesse am Thema Anrede haben Sprecher beim Gebrauch einer Fremdsprache,

wo meist nicht nur andere Formen verwendet werden, sondern auch und vor allem andere Anwendungsregeln erlernt werden müssen. Sind es in der Muttersprache Grenzfälle und besondere Situationen, die Anredeprobleme bereiten, so können in einer Fremdsprache schon die »normalen«, aber eben kulturspezifischen Regeln das Anreden schwermachen.

Auf einer anderen Ebene wieder sind Anredesystem und -verhalten als Symptome von Gesellschaftsstrukturen bzw. vorherrschenden Ideologien interessant. Es ist ja kein Zufall, daß die Anrede dort, wo egalitäre Auffassungen ausgeprägt sind, Tendenzen zur Gleichheit (z. B. weniger Titelgebrauch, weniger asymmetrische *du/Sie*-Verhältnisse) und zur Einfachheit (z. B. mehr *du*, mehr Vornamengebrauch) aufweist wie etwa in West- und besonders in Nordeuropa (was allerdings nicht bedeutet, daß die Menschen hier tatsächlich »gleicher« sind). Andererseits finden sich stark differenzierende Anredesysteme und Tendenzen zum asymmetrischen Gebrauch eher dort, wo Gesellschaften Unterschiede in Alter, Geschlecht, Besitz, Bildung usw. offen in hierarchische Beziehungen umsetzen.

Darüber hinaus kann die Anrede auch benutzt werden, um die Herbeiführung bestimmter gesellschaftlicher oder zwischenmenschlicher Verhältnisse zu unterstützen, wie etwa das allgemeine »du«, das in Revolutionen propagiert wird, die Anrede als »Bürger« (französische Revolution, Polen, Sowjetunion), »Genosse« (SPD, Osteuropa) oder »Bruder/Schwester« (nach der Revolution im Iran). Ob hier allerdings die sprachliche Form ausreicht, um den außersprachlichen Inhalt zu erzeugen, steht auf einem anderen Blatt.

Die Verschiedenartigkeit von Anredesystemen

Wie sehr sich Anredesysteme verschiedener Sprachen unterscheiden, welche subtilen Bedeutungen transportiert werden können und wie schwer es ist, sich als Anredender richtig zu verhalten, sei an einigen Beispielen veranschaulicht.

Die deutsche *du/Sie*-Differenzierung scheint noch recht simpel, wenn man sie mit Anredepronomensystemen vergleicht, die mehr Stufen haben. Im Ungarischen etwa ist die Verwendung der beiden »Sie«-Formen, *maga* und *ön*, eine knifflige Angelegenheit: Mit *maga* kann man jemanden beleidigen, unpassender *ön*-Gebrauch kann als Oberschicht-Gehabe empfunden werden. Zusätzlich wird das Ganze noch durch die Möglichkeit der indirekten Anrede mit Substantiv (»der Herr Pro-

fessor« u. ä.) kompliziert, die ebenfalls dem *Sie* entsprechen kann (womit im übrigen das Repertoire des Ungarischen noch nicht erschöpft ist). Im jordanischen Arabisch habe ich in Befragungen fünfzehn »du/Sie«-Formen gefunden. Abgesehen von der darin ausgedrückten Einschätzung des Kommunikationspartners können einige dieser Varianten, besonders in standardarabischer Aussprache, dem Sprecher auch dazu dienen, seinen eigenen Status oder seine Bildung zu betonen.

Im Bereich nominaler Anredeformen veranschaulichen besonders Verwandtschaftsbezeichnungen die Vielfalt sprach-/kulturspezifischer Verwendungen. Während Verwandtschaftswörter bei uns weitgehend auf die Familie beschränkt sind, dienen sie in vielen anderen Sprachen auch zur Anrede an Nicht-Verwandte oder völlig Unbekannte. Im Türkischen kann die Anrede *amca* »Onkel« einen nicht-verwandten älteren Mann als niedrigerstehend einstufen. Dagegen ist im Kasachischen *milicioner qaryndas* »jüngere Schwester Polizistin« für eine solche Amtsperson respektvoll und formell genug. Im Ungarischen kann (dialektal) ein Name mit *bácsi/néni* »Onkel/Tante« verbunden werden und drückt dann einen höheren Status des Angeredeten aus, wobei der Angeredete durchaus jünger sein kann als der Sprecher. Noch erstaunlicher wirkt vielleicht das Phänomen der »umgekehrten Anrede«, bei dem ein Sprecher zur Anrede genau die Form benutzt, die ihn selbst bezeichnet, wobei Alter und Geschlecht des Angeredeten völlig ignoriert werden können. So kann ein Jordanier seine Neffen und Nichten mit *ammi* »mein Onkel« anreden, oder eine ältere Frau sagt *xa:lti* »meine Tante« zu einem jüngeren Unbekannten. Ein von uns befragter Sprecher des Pashto (Afghanistan) sagt zu seinen Tanten sowohl *xo:r* »Schwester«, als auch *mo:r* »Mutter« und *ma:ni*: »Tante«. Und im Norwegischen können die Wörter *far* »Vater« und *mor* »Mutter« als Suffixe an Namen angehängt werden, um Koseformen dieser Namen zu bilden, die sich auch und gerade zur Anrede an Kinder eignen.

Anrede als Lernziel

Angesichts solcher Unterschiede zwischen Anredesystemen leuchtet es ein, daß die Anrede – und dasselbe gilt für andere Bereiche sozial bedingter Formenwahl – im Fremdsprachenunterricht mehr Beachtung finden muß, als es bis heute in der Regel üblich ist. Selbst wenn die Zielsprache Deutsch ist (mit diesem Fall sind viele Leser vielleicht am vertrautesten), so bietet dieses vergleichsweise »einfache« Anredesystem Möglichkeiten genug, negative Sanktionen heraufzubeschwö-

S PRACHWISSENSCHAFT UND RASSENIDEOLOGIE

ren. Es ist auch wenig sinnvoll, dem Deutschlernenden einfachheits- und sicherheitshalber die »höflichen« Formen zum bedenkenlosen Gebrauch zu empfehlen. Denn wer z. B. Mitstudenten siezt oder auch Personen, zu denen sich ein freundschaftliches Verhältnis aufbaut, der läuft Gefahr, sich auszuschließen oder die gerade auftauchenden neuen Bekannten durch vermeintliche Distanzierung vor den Kopf zu stoßen. Der Unterricht mit ausländischen Deutschlernenden zeigt, daß gar nicht so selten (abhängig auch von der Muttersprache) eine Neigung zur für deutsche Ohren überhöflichen oder -distanzierten Anrede besteht. Das umgekehrte Problem ist allerdings bekannter: Ein unbekümmertes, unpassendes *du* eines Norwegers an einen deutschen Grenzbeamten z. B. läßt diesen, wie ich beobachten konnte, doch merklich zusammensucken, wobei man noch froh sein kann, wenn es dabei bleibt. Selbst wenn solches Fehlverhalten nicht in jedem Einzelfall unmittelbar sanktioniert wird, kann es Vorurteile bestätigen helfen, die darauf hinauslaufen, daß bestimmte Ausländer unhöflich oder primitiv, andere wiederum unnahbar seien.

Friederike Braun, Kiel

Dr. Friederike Braun ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft der Universität Kiel.

Literaturhinweis:

Literaturangaben zur Anrede in verschiedenen Sprachen haben wir in einer Bibliographie zusammengestellt:
F. Braun/A. Kohz/K. Schubert. *Anrede-forschung*. Tübingen: Narr. 1986.

»Das eigentliche, blühende, wirkliche Leben führt die Sprache also vorzugsweise in den Gesprächen. Wie groß mag die Zahl unserer Schriftsteller sein? Die der Unterredenden ist so groß wie die des Volkes, von dem heute glücklicherweise kaum die Taubstummen eine Ausnahme machen.«

»Die Kunst, habe ich irgendwo gesehen, die Kunst der Konversation besteht eigentlich nur in der Ausübung zweier schöner Eigenschaften. Man muß schaffen und sich für Vorhandenes interessieren, man muß gleichzeitig die Gabe der Mitteilung und die Gabe des Zuhörens besitzen. Ein solches Zusammentreffen ist selten, aber dann auch unwiderstehlich.«

Aus: Moritz Lazarus (»Begründer der Völkerpsychologie«), *Über Gespräche*. Vortrag... 1876. Hrsg. von K. Chr. Köhnke, Berlin 1986.

Die Sprachwissenschaftlerin Ruth Römer hat sich eines wichtigen Themas angenommen:

Ruth Römer: *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. Wilhelm Fink Verlag. München 1985, DM 58,-

Ein Thema, das nicht mit linguistischen, sondern nur mit Methoden der Geschichtsschreibung behandelt werden kann. Die Autorin hat in jahrelanger, mühevoller Kleinarbeit ideologische und politische Selbstzeugnisse vor allem von Germanisten, Philologen, Sprachwissenschaftlern des 19. und 20. Jahrhunderts aufgespürt, denn: »Die Wissenschaft untersucht alles, wenigsten sich selbst.« (S. 180). Man ist gespannt auf eine historische Untersuchung, in der die Teilhabe wissenschaftlicher Tätigkeit an den gesellschaftlichen Bewegungen ihrer Zeit dargestellt und die Hintergründe begründlich gemacht werden.

Tagvölker, Nachtvölker und Dämmerungsvölker

R. Römer verfolgt vom ersten bis zum zehnten Kapitel wissenschaftlich gemeinte Ansichten und Urteile über Völker und deren Unterschiede, die Herausbildung eines Begriffs der »Rasse« bei Ethnologen und Anthropologen, die wilden Spekulationen über »Indogermanen« und »Germanen« im Gefolge der Entdeckung der indoeuropäischen Sprachenverwandtschaft (v. a. durch Schlegel, Bopp, Grimm) zu Beginn des 19. Jahrhunderts; dann werden die Vergleiche und Bewertungen von Sprachen referiert, die nun auf der Basis neuer Erkenntnisse vorgenommen werden konnten, und schließlich die Auffassungen über die Zusammenhänge zwischen »Rasse«, »Volksgeist« und »Sprachgestalt« zusammengestellt.

»Die Juden«

Im elften und letzten Kapitel sind alle Äußerungen zur »jüdischen Rasse«, zum Hebräischen und Jiddischen, überhaupt alles zum Stichwort Antisemitismus Gesammelte untergebracht. R. Römer zitiert mit Entrüstung den Germanisten Otto Basler, der 1936 über einen althochdeutschen Dichter geschrieben hatte: »Was er sonst noch

ausschloß, geschah mit gutem Grund: so alles in besonderem Sinn Jüdische, dem deutschen Gefühlsleben Fremde.« (S. 175). Es ist unverstänglich, warum »alles in besonderem Sinn Jüdische« einem gesonderten Kapitel vorbehalten bleibt. Die nationalromantischen Ideen, die in den vorangegangenen Kapiteln in Gestalt zahlreicher Zitatreihen vorgestellt worden waren, sind historisch von großer Bedeutung für die Entstehung jener Bewegung, die sich selbstbewußt den Namen Antisemitismus gab.

Auch wenn R. Römer in Kapitel sieben und acht über das Vergleichen und Klassifizieren der damals bekannten Sprachen berichtet, hätte sich mit viel Gewinn der Wandel in der Einschätzung des Hebräischen darstellen lassen, der sich Anfang des 19. Jahrhunderts vollzieht: Jahrhundertlang hatte das christliche Weltbild die biblische Erzählung von der babylonischen Verwirrung der einen Ursprache in viele verschiedene Sprachen strikt wörtlich aufgefaßt und das Hebräische, die Sprache Adams, als Ursprung aller anderen Sprachen angesehen. Durch Vergleich isolierter Wörter hatten »Etymologen« des ausgehenden Mittelalters sogar gemeint, dies beweisen zu können. Nachdem dann um 1820 als gemeinsame Ursprache von Sanskrit, Latein, Griechisch, Deutsch u. a., nicht aber von Hebräisch und Arabisch, das untergegangene Indoeuropäische nachgewiesen wurde, waren endlich auch die Sprachen der Juden, nicht nur sie selbst, die Fremden und Andersartigen. Urteile über Sprachen und Urteile über Volksmentalitäten flossen in- und durcheinander – die Beliebigkeit, mit der man aus solcherart gewonnenen »Erkenntnissen« Argumente als Munition für gesellschaftliche Meinungsschlachten formen konnte, kann heute noch Furcht und Schrecken hervorrufen.

»Die Neger kamen nicht immer so gut weg wie bei Linné.«

Im zweiten Kapitel sind schwerpunktartig Aussagen zur Herausbildung und zur Begründung von »Rasse« als wissenschaftlichem Begriff« versammelt. Es wird dokumentiert und referiert, aber Fragen, wie z. B. nach der historischen Parallelität der sog. Rassenforschung mit kolonialistischen und imperialistischen Aktivitäten der europä-

schen Staaten seit dem 15. und 16. Jahrhundert, muß sich der Leser des Buchs selber stellen. Die entlastende und rechtfertigende Rolle, die der Begriff »Rasse« im historischen Gesamtzusammenhang womöglich gehabt hat, wird von R. Römer nicht bedacht. Deshalb kommt sie auf S. 36 zwar zu dem Schluß: »Die angeblich wissenschaftliche Rassenkunde ist zuschanden geworden. Sie hatte niemals theoretisch klare Grundlagen oder exakte Methoden.« Sie wendet sich im elften Kapitel aber gleichwohl der Frage zu, ob »die Juden« eine »selbständige Rasse« seien oder nicht: »Wären sie eine Rasse, so hätten es die Nationalsozialisten nicht nötig gehabt, sie durch den Judenstern zu kennzeichnen.« (S. 171).

Antisemitismus

Das Thema des Buches schließt eine Behandlung des Antisemitismus als historischer Erscheinung, auch zunächst unabhängig von Sprachwissenschaft und Sprachwissenschaftlern, notwendig mit ein. In R. Römers monumentalem Literaturverzeichnis, das neben Bewunderung auch Skepsis hervorruft, ist allerdings von den Standardwerken zur Geschichte des Antisemitismus (etwa von Strauß/Kampe oder H. Greive) keines zu finden.

Man könnte Antisemitismus für eine Art von Virusinfluenza halten, wenn man bei R. Römer liest: »Wagner ... schwärmte für reine Rassen. Seit etwa 1850 war er Antisemit ...« (S. 31), oder über Gobineau: »In Brasilien ließ er die Gelegenheit nicht vorübergehen, eine Abneigung gegen Mischlinge zu fassen.« (S. 29), »Gobineau war nämlich nicht mehr und nicht weniger Antisemit, als es ein französischer Aristokrat der damaligen Zeit gemeinhin war.« (S. 32). Die sich hier aufdrängende Frage, wie das mit der französischen Aristokratie denn damals war, gehört für R. Römer offensichtlich nicht mehr zum Thema. Es lag aber prinzipiell nicht in der Absicht der Autorin, die Geschichte einer Wissenschaft, die noch dazu in vielerlei Hinsicht im 19. Jahrhundert viel zu uneinheitlich war, um eigentlich eine Wissenschaft genannt zu werden, im gesellschaftlichen Gefüge und in der gesamthistorischen Entwicklung zu betrachten.

Der böse und der gute Sprachwissenschaftler

Um das Buch und die unglaublichen Anstrengungen in der Bewältigung des Materials gerecht würdigen zu können, soll die Frage nach der »Botschaft« der Autorin geklärt werden. Die »Botschaft« ist wissenschaftlicher und vor allem moralisch-weltanschaulicher Na-

tur. R. Römers wissenschaftliches Ideal ist offensichtlich, die Fakten für sich sprechen zu lassen, nicht zu bewerten und unter allen Umständen neutraler »reiner« Forscher zu sein – ein nicht unumstrittenes Ideal übrigens! Dennoch ist das Buch von der ersten bis zur letzten Seite geschrieben um und aus dem Engagement moralischer Entrüstung. Die Autorin verläßt sich auf das sichere Einverständnis ihrer Leser in der Interpretation der vielen hundert Zitate, denn ihre Lesart der Fakten, die von ihr ausgewählt worden sind, wird an keiner Stelle benannt und dem Leser zur Zustimmung (oder Ablehnung) angeboten.

Das weltanschauliche Fundament des Buches ist zweigeteilt. Auf der einen Seite das Bild des rassistisch-antisemitischen Sprachwissenschaftlers: dumm, ungebildet, vorurteilsbeladen, fanatisch und – als schwerwiegendste Sünde – Wissenschaft zu politischen Zwecken mißbrauchend. »Deutsche Sprachwissenschaftler haben bei der Ausstoßung der deutschen jüdischen Staatsbürger aus dem deutschen Volk Hilfsdienste geleistet.« (S. 177) – diese Anklage ist der Nenner, auf den sich das ganze Buch bringen läßt. Und es ist ja in der Tat erschreckend, wenn man liest, wie viele bekannte Namen der Germanistik sich eher diesem als dem anderen, lichten Bild zuordnen lassen.

Demgegenüber steht das Bild des guten, moralisch unbefleckten Sprachwissenschaftlers; es scheint zwischen den Zeilen hervor als der Maßstab, an dem R. Römer sich selbst orientiert: liberal, human denkender Mensch (S. 177), auf dem Boden der christlichen »Botschaft des Heils und der Liebe« stehend, »milde«, »gnädig« und »hilfreich« (S. 12). Da verwundert es nicht, daß die jahrhundertelange Verbreitung judenfeindlicher Stereotype durch beide christlichen Kirchen als vielleicht wichtigster Faktor des politischen Antisemitismus bei R. Römer geradezu ignoriert wird! Der einzige Satz zum »religiös motivierten Antijudaismus« (S. 171) ist dem Gewicht dieser Tatsache in keiner Weise angemessen.

Die Namen der Libelle – ein Rat-schlag?

Immer wieder deutlich wird R. Römers Forderung nach politischer Abstinenz im wissenschaftlichen Tun: »War ein Universitätsprofessor, war ein Assistent ernstlich bedroht (vom NS-Terror), wenn er sich auf das hethitische Passiv, auf Nürnberger Ratsurkunden, auf die Namen der Libelle warf und die NS-Zeit zu überbrücken suchte, von der doch nach kurzer Zeit abzusehen war, wie sie enden würde?« (S. 180).

Im Falle des Falles mit Hilfe irgendeines »hethitischen Passivs« zu überwinden – ist das der Rat, den R. Römer als Lehre aus der Geschichte an jüngere Sprachwissenschaftler weitergeben möchte?

Aktiven, fragenden und historisch nicht uninformatierten Lesern kann das Buch zu wichtigen Reflexionen über Sinn und Zweck von Wissenschaft als Beruf und – das heißt: im Zusammenhang mit allen anderen gesellschaftlichen Ereignissen der Zeit verhelfen, wenn sie sich nicht wie die Autorin nur mit Anklage und Entrüstung ausfüllen wollen.

Ulrike Haß

Sprachregler gegen freiheitliche Verfassung?

Ernst-Otto Maetzke hat in einem Kommentar der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 12. 9. 1986 bei der Opposition »Sprachregler am Werk« geortet, deren Gefährlichkeit er so hoch ansetzt, daß sich ihm die Frage aufdrängt, »ob mancher verrufene Militärdiktator nicht vielleicht weniger Gesinnungszwang ausübt als Sprachregler in wohlbeleumdeten Demokratien«.

Diese verunglimpfen, sagt Maetzke, »die richtige Auffassung von Pflichtgefühl und Standhaftigkeit« als »Sekundärtugenden«, »mit denen auch Konzentrationslager geleitet worden seien«, machen aus einem »westdeutschen Jungkommunisten«, der »ein leninistisches Regime in einem fernen Land unterstützt«, einen Aufbauhelfer, »der das Opfer von Mördern geworden sei« und schrecken nicht einmal davor zurück, das »Wort *Friede* als Keule« zu benutzen: »Mit *Friede* lassen sich Machtveränderungsabsichten verschleiern«, »*Friede* kann als Täuschungsbegriff funktionieren«, und sogar Politiker reden inzwischen von einer »*Sicherheitspartnerschaft*, deren Vollzug das Ende aller Sicherheit wäre«. »Die Sprachregler sind unter uns« – auch als Kommentatoren in der FAZ.

-wt-

Neue Bücher über Sprache

Rudolf Wassermann/Jürgen Petersen (Hrsg.), *Recht und Sprache*. Beiträge zu einer bürgerfreundlichen Justiz. Heidelberg 1983, DM 29,-

Albrecht Greule/Elisabeth Ahlvers-Liebel, *Germanistische Sprachpflege*. Darmstadt 1986, DM 25,-

VON AUSSEN BETRACHTET: WAS IST AM DEUTSCHEN SO WÜRZIG?

Oder: Was ist denn nun eigentlich so besonders an der deutschen Sprache?

Man kann seine Rede zwar mit allerlei rhetorischen Kniffen würzen (manche tun es ja ganz gerne ...) – ob man ihr dann einen feineren Geschmack verleiht, ist doch eher zweifelhaft; Geschmacksache ist es immerhin, und Vorsicht ist jedenfalls geboten. Wie viele von solchen Gewürzen verwendet werden sollen, steht allerdings in keinem Sprach-Kochbuch, in keiner Sprachlehre für Feinschmecker. Schlägt man indessen in einer älteren Grammatik nach, so findet man möglicherweise unter dem Stichwort »Würzwörter« – wenn auch kein Rezept – dann doch eine Liste von ganz nützlichen Zutaten wie »ja«, »denn«, »doch«, »nur«, »wohl« usw.

Seit einigen Jahren beschäftigt man sich nun immer mehr mit diesen kleinen Wörtern, die oft verschieden bezeichnet werden, heute meistens als »Partikeln« oder »Gesprächswörter« bzw. »partikelähnliche Wörter«. Dabei mußte man plötzlich entdecken, daß die Würze nicht unbedingt in der Kürze liegt (»Ruf doch mal an!« statt »Fasse dich kurz!«) und daß diese sogenannten Füllwörter eine recht wichtige Rolle spielen und alles andere als Schmuck und Verzierung sind.

Die Funktion der »echten« Partikeln läßt sich nicht so leicht be- oder umschreiben: es wäre *ja eigentlich* zu ein-

fach, und man würde dann *doch* nicht mehr verstehen, warum ihre Gesprächsfunktion so lange *einfach* ignoriert wurde. Sie dienen alle der Steuerung der Rede, d. h. sie beziehen sich sowohl auf den Standpunkt des Sprechers als auch vorgehend auf die Reaktion des Adressaten. So weist z. B. »doch« grundsätzlich darauf hin, daß das Gesagte den Tatsachen bzw. den augenblicklichen Vorstellungen oder Erwartungen evtl. des Sprechers, *jedenfalls* aber des Adressaten widerspricht: Ein erstes Beispiel dafür, daß jeder Text in seinem weiteren Zusammenhang betrachtet werden muß.

Die diskursive Funktion gilt auch für die »Partikelähnlichen«, ihre Verwandten dritten Grades, die Gesprächswörter. Zum Beispiel kann man einen positiv eingestellten Sprecher an der Häufigkeit seiner »wenigstens« erkennen, denn er sieht *wenigstens* das kleine »Mehr als Nichts«: »wenigstens hat er ein sauberes Hemd!« Wer *immerhin* gebraucht, ist auf jeden Fall ein »argumentativer Aktivist«, oft ein Optimist. Als Antwort dient ein alleinstehendes *immerhin* zur argumentativen Aufwertung des vorhergehenden Diskussionsbeitrags, und zwar entweder als positive oder auch als negative Bewertung. Reagiert etwa ein Adressat auf die Bemerkung »Ich zahle 800 Mark Miete« mit einem »immerhin«, kann das heißen, der Mieter solle sich über die Höhe der Miete beschweren oder auch glücklich preisen.

»Allerdings« dient der Einschränkung – aber nur »am Rand«; es ändert *allerdings* letztlich nichts an der argumentativen Hauptrichtung der Rede. Steht es allein, als Antwort oder als selbständiger Redebeitrag, ist es *jedenfalls* das Wort des halbwegs Resignierten, des Enttäuschten, der leider feststellen muß, daß sein Gesprächspartner sich damit begnügt, Sachverhalte zu erwähnen, anstatt sie zu ändern oder sie zu benutzen, um auf dieser Grundlage weiterzudenken und -zuhandeln. *Jedenfalls* gleicht einem Rückzug: es ist das Wort des Vorsichtigen, der sich plötzlich nicht mehr so weit nach vorne traut.

Man betrachte nun zur Veranschaulichung folgende Situation:

Nach der Hochzeitsnacht sagt einer der beiden Partner (welcher es sein soll, bleibe dem Leser überlassen) beim Frühstück zu dem anderen:

»Du kannst /.../ Kaffee kochen!«
und setze dann die verschiedenen genannten Würzmittel ein. Die Unterschiede sind *doch eigentlich* deutlich zu erkennen.

Martine Dalmas

Dr. Martine Dalmas ist Mitglied der Faculté des Lettres, Arts et Sciences Humaines der Universität Nizza.

Akademische Karriere

Jahrelang erforschte er die Funktion des Wortes »und«. Daraus entstand seine Dissertation.

Dann richtete er sein Interesse auf die Silbe »un«. Es wurde eine aufsehenerregende Habilitationsschrift.

Schließlich befaßte er sich speziell mit den Besonderheiten des Vokals »u«.

Aber erst als er sich ausschließlich auf das große »U« konzentrierte erhielt er den Ruf auf einen Lehrstuhl.

Jörg Weigand

Tagungskalender

10.–15. August 1987 (Berlin)
XIV. Internationaler Linguistenkongreß. – Information: Akademie der Wissenschaften der DDR, Otto-Nuschke-Str. 22/23, Postfach Linguistenkongreß, DDR-1086 Berlin



Illustration: Silvia Köhler

AM SEMANTIK-TELEFON IM BUNDESTAGS-WAHLKAMPF

Nach welchen Bewertungsmaßstäben »die Wähler« die politische Kommunikation beurteilen, interessiert Sprachkritiker wie Politiker gleichermaßen.

Dieser Frage sind wir im Rahmen des Forschungsprojekts »Sprache in Wahlkämpfen« am Germanistischen Institut der Rhein.-Westfäl. Technischen Hochschule Aachen im vergangenen Bundestagswahlkampf auf zweierlei Weise nachgegangen:

1. durch Einrichtung eines sog. »Semantik-Telefons« für die Zeit des Wahlkampfes, über das ich hier berichten werde.
2. durch eine empirische Untersuchung der Bewertungen des Diskussionsverhaltens von Spitzenpolitikern im Fernsehen durch 221 repräsentativ ausgewählte Erst- und Jungwähler (18–23 Jahre). Dabei wurde der von uns entwickelte »Bewertungs-Recorder« eingesetzt, der es ermöglicht, die Spontan-Bewertungen während der Sendung zu erfassen und zu speichern. Diese Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen.

Als sprachkritischer Maßstab, an dem politische Kommunikationspraxis von Linguisten gemessen wird, dominiert seit längerem das Modell des rationalen Diskurses. Dieses kommunikationsethische Konstrukt verdankt sich philosophischer Reflexion in den Traditionen der Aufklärung (vgl. Grice's »Kommunikations-Maximen« oder Habermas' »(universale) Geltungsansprüche« (siehe Kasten). Ob so fundierte Sprachkritik eine Chance hat, gegenüber der Politiker-Praxis mehr zu sein als moralisch-intellektuelle Vorhaltung, hängt erheblich davon ab, ob sich Politiker von einer entsprechenden Änderung ihrer Kommunikationspraxis mehr politischen Erfolg, d. h. mehr Wähler, versprechen können.

Mit dem Semantik-Telefon war – neben seiner Funktion als (für Germanistische Sprachwissenschaft werbewirksamem) Service-Angebot mit dem regionalen Schwerpunkt Rheinland – intendiert, Hinweise dafür zu bekommen, welche sprachlichen oder allgemein kommunikativen Phänomene im Wahlkampf Bürger(innen) zu Fragen und Kritik Anlaß geben und unter welchen Aspekten und auf welchem sprachreflexiven Niveau dies geschieht. Die Grenzen der Aussagekraft der aus Telefon-Anfragen gewonnenen

Daten waren uns allerdings von vornherein klar, denn eine solche Einrichtung wird primär von Personen genutzt, die – aus welchen Gründen auch immer – überdurchschnittlich stark motiviert sind und die – in unserem Falle werktags zwischen 9.00 Uhr und 10.00 Uhr – Zeit haben, wegen eines Sprachproblems zum Hörer zu greifen.

250 Anrufer klagen über ...

Gemessen an den eher niedrig angesetzten Erwartungen war die Resonanz mit etwa 250 Anrufen, die durchkamen, zufriedenstellend. Das gilt allerdings nur für die erste Phase des »heißen Wahlkampfes«, d. h. vor der Weihnachtspause; die Anfang Dezember in mehreren Schüben in Presse und Rundfunk verbreitete Telefonnummer war da noch greifbar, und das Telefon stand in der jeweiligen Stunde kaum still. Nach der Weihnachtspause wurde es erheblich ruhiger. So gab es zu Kohls Anfang Januar gemachtem Ausspruch von den »KZ« in der DDR z. B. nur drei Anrufe.

Drei Gruppen von Anrufern ließen sich unterscheiden:

- Personen, die Fragen oder Kritik zur Wahlkampf-Kommunikation oder generell zur Sprache der Politik vortrugen,
- Kollegen, Lehrer und Studenten, die um Literatur-Hinweise o. a. baten,
- Journalisten, die den Wahlkampf sprach- und kommunikationskritisch kommentieren wollten.

Die unter dem Aspekt »sprachkritisches Bewußtsein bei Wählern« primär interessierenden Anrufer aus der ersten Gruppe thematisierten sehr Unterschiedliches. Schwerpunkte bildeten die Slogans und Schlagwörter der Bundestagsparteien, der Sprachstil von Politikern mit Politiker-Image, umstrittene Politiker-Äußerungen (z. B. Kohls Vergleich zwischen Gorbatschow und Goebbels) sowie Fernsehdiskussionen vom vorigen oder vorvorigen Abend.

Mehr als 80% aus dieser Gruppe beugneten sich nicht mit Informationsfragen. Entweder enthielten die Fragen zumindest implizit Wertungen – oder Kritik los zu werden bzw. sich vom Experten bestätigen zu lassen, schien sogar Hauptintention des Anrufs. Bei knapp der Hälfte der kritisch Eingestellten hatte man den Eindruck, daß die Wertungen stark, wenn nicht primär durch parteipolitische Vorlieben motiviert waren – eine Art Parallel-Vorgang zu der parteipolitisch einäugigen Sprachkritik durch intellektuell ambitionierte Politiker (Biedenkopf, Glotz).

Die Bandbreite des sprachanalytischen Niveaus der Anfragen reichte von vagem Ausdruck unspezifischen Ungenügens an nicht genau erinnerte Politiker-Äußerungen bis zum fast linguistisch-professionellen Sezieren der denotativen und konnotativen Aspekte von Slogans – letzteres durch eine ehemalige Journalistin. Es dominierten allerdings undifferenzierte Formulierungen, in denen unterschiedliche linguistische Ebenen und Kategorien vermischt wurden. In diesen Fällen durch Nachfragen herauszubekommen, was primär gemeint war, und dann eine für Laien verständliche und gleichzeitig linguistisch vertretbare Antwort zu geben, kostete jeweils die meiste Zeit – der Hauptgrund, warum pro Stunde nicht mehr als 8–10 Anrufer »bedient« werden konnten.

Kommunikationsethische Maximen nach Grice

Als allgemeine Richtschnur gilt das Kooperationsprinzip: *Gestalte deinen Gesprächsbeitrag so, wie er an dem jeweiligen Punkt des Gesprächsverlaufs entsprechend dem akzeptierten Zweck oder der veränderten Richtung des Gesprächsverlaufs, an dem du teilnimmst, erforderlich ist.*

Im einzelnen formuliert Grice vier Maximen mit Untermaximen:

1. Die Maxime der Quantität:
*Mache deinen Beitrag so informativ wie erforderlich.
Mache deinen Beitrag nicht informativer als erforderlich.*
2. Die Maxime der Qualität:
Versuche, deinen Beitrag zu einem wahren zu machen.

Sage nichts, von dem du glaubst, es sei falsch.

Sage nichts, wofür dir eine angemessene Evidenz fehlt.

3. Die Maxime der Beziehung:
Sei relevant.

4. Die Maxime der Art und Weise:
Sei klar und deutlich.

*Vermeide Dunkelheit des Ausdrucks.
Vermeide Mehrdeutigkeit.*

*Vermeide es, unnötig weitschweifig zu sein.
Sei folgerichtig.*

Original in: H. P. Grice, *Logic and Conversation*. In: P. Cole/J. L. Morgan (Hrsg.), *Syntax and Semantics*, Vol. 3: *Speech Acts*. New York, San Francisco, London 1975, S. 41–58.

Im Hinblick auf unsere Ausgangsfrage nach den kommunikationsethischen Implikationen ergab sich: Der größte Teil der Kritik richtete sich auf Verstöße gegen die Griceschen Kommunikationsmaximen der Informativität, der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, der Relevanz und der Klarheit. Dabei dominierte deutlich die Kritik an nicht-informativen Äußerungen (»Phrase«, »abgedroschenes Schlagwort«) und an mangelnder Klarheit (»Wen will Rau mit wem ›versöhnen‹? Was bedeutet genau ›Null-Lösung‹?« »Ich habe mich mit meiner Freundin gestritten, ob mit ›Zukunft durch Leistung‹ gemeint ist, daß die FDP da was leisten will oder ob gemeint ist, das deutsche Volk soll mehr leisten«).

Die Griceschen Maximen reichen allerdings nicht aus, um die ganze Breite kommunikationsethischer Bewertungsaspekte abzudecken. In Kritik, die sich in Äußerungen wie »zu polemisch«, »Müssen Politiker so persönlich werden?«, »unfaire Darstellung der Gegenseite« etc. artikuliert, ist eine weitere kommunikationsethische Maxime wirksam, die man – in Gricescher Manier – auf die Kurzform »Sei fair!« bringen könnte. Auf sie wurde etwa genauso oft abgehoben wie auf die Maximen der Informativität und der Klarheit.

Eine – allerdings nicht ganz kleine – Minderheit bildete die Gruppe beckenmesserischer Stilkritiker, die bei Politikern »gutes Deutsch« im Sinne von »keine umgangssprachlichen Ausdrücke, keine unvollständigen Sätze, bitte!« vermißten. Jenseits unmittelbarer kommunikationsethischer Implikationen lagen schließlich die – von etwa einem Viertel der Anrufer gestellten – Fragen nach den Technologien politisch-strategischer Sprachverwendung, von der Montage der Slogans bis zur Vorbereitung von Fernseh-Auftritten.

Josef Klein

Dr. Klein ist Privatdozent für Germanistische Linguistik an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen.

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache, Mannheim, Tel.: 0621/4401-1

Redaktion: Ulrike Haß, Bruno Strecker, Wolfgang Teubert

Druck: Beltz Offsetdruck, Hemsbach/Bergstraße – ISSN 0178-664 X

Auflage: 2500

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Jahresabonnement: DM 12,-; Einzelheft: DM 4,-. Bezugsadresse: Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Straße 12, 6800 Mannheim 1

KOMMUNIKATION IM QUARTIER

SPRACHLICHE VIELFALT IN EINEM BERNER VIERTEL

Schweizer sehen ihr Land gern als ein Vorbild für Europa. Wo sonst, sagen sie, gibt es Menschen verschiedener Sprachen und Konfessionen, die so friedlich und ungestört miteinander leben?

Zugegeben, antworten kritischere Stimmen, wir leben hier relativ friedlich. Aber miteinander? Doch wohl eher nebeneinander her. Und allzu friedlich geht es ja auch nicht zu: Jura-Konflikt, Angst vor der geballten Wirtschaftsmacht Zürichs, Abwehrbewegungen gegen Germanisierung der französischen Schweiz – das sind nur einige der Probleme.

Für einmal erkannten auch die Politiker, daß der schleichenden Zerbröckelung des Bewußtseins einer nationalen Einheit nicht mit technokratischen Lösungen beizukommen ist. Der Bundesrat (also die Schweizer Bundesregierung) beschloß daher 1985/86 ein Programm im Rahmen der Nationalen Forschungsprogramme (NFP) zum Thema: »Kulturelle Vielfalt und nationale Identität.« Es sollte historische Genese, aktuellen Zustand und Leitlinien für die Zukunft erarbeiten.

In diesem Rahmen ist das Projekt »Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt« angesiedelt, das seit Herbst 1986 am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Bern durchgeführt wird. Untersucht werden die Kommunikationskulturen in einem eng begrenzten Stadtteil.

Das Untersuchungsgebiet – ein Teil des Breitenrainquartiers in Bern – wurde nach folgenden Kriterien ausgewählt: der Anteil der fremdsprachigen Bewohner hatte dem der Stadt als ganzes zu entsprechen, die Sozialstruktur sollte weder nach oben noch nach unten verzerrt sein, das Quartier sollte ein Zentrum besitzen und einige Mitglieder der Forschungsgruppe sollten schon Beziehungen zum Quartier haben. Die Stadt Bern hat als Sitz der Bundesverwaltung einen relativ hohen Prozentsatz an französisch- und italienischsprachigen Schweizer Einwohnern; Rätoromanen sind entsprechend ihrer geringen Zahl vertreten. Auch die Zuwanderung aus anderen Schweizer Dialektgebieten ist wegen der Bundesverwaltung relativ hoch. Man kann daher davon ausgehen, daß Sprecher

verschiedener Sprachen im Quartier miteinander in Kontakt kommen – abgesehen von den Gastarbeitern und Flüchtlingen, die natürlich auch einbezogen werden.

Die Haupthypothese des Projekts lautet: Sprecher verfügen je nach den sozialen Netzen, zu denen sie gehören und aus denen sie stammen, über verschiedene Kommunikationskulturen. Da aber die Regeln und Festlegungen der Kommunikationskulturen Hintergrundcharakter haben, führen sie zu Kommunikationskonflikten, stellen also potentielle Problemherde dar. Auch Sprecher der »gleichen« Sprache können unterschiedliche Kommunikationskulturen haben; auch zwischen ihnen drohen so Konflikte zu entstehen.

Das läßt sich relativ einfach an einem Beispiel aus dem Quartier demonstrieren, das wir untersuchen. Es gibt dort eine Wohnstraße, ein vielleicht fünfzig Meter langer Straßenabschnitt, der mit Schwellen und betonierten Pflanzenbehältern, einem Tischtennistisch und Bemalungen für das Mühlespiel und andere Spiele versehen wurde. Die unmittelbaren Anwohner sind italienische Gastarbeiter. In den anschließenden Häusern wohnen Schweizer Rentner und Studenten.

Italienisches Ambiente und schweizerische Distanz

Zur Kommunikationskultur der italienischen Gastarbeiter und ihrer Kinder, die als Kinder der zweiten Generation durchwegs berndeutsch sprechen, gehören lautstarke Begrüßungen, Kontaktgespräche über die Straße hin, von Haus zu Haus, von Balkon zu Balkon. Man nimmt sich so zur Kenntnis und gibt sich zu verstehen, daß man sich zur Kenntnis genommen hat. Kinder spielen unter ständigem Geplauder; die älteren Kinder benützen allerdings die Wohnstraße, um mit ihren Fahrrädern oder Mofas Slalomfahrten zu üben.

Die Kommunikationskultur der Schweizer Rentner ist ganz anders. Sie sprechen zwar auch miteinander auf der Straße, aber sie tun es leise. Sie rufen nicht von Haus zu Haus: Ihre Kommunikationsdistanz ist viel gerin-

ger als jene der italienischen Gastarbeiter. Sie sprechen auch eher nur mit Menschen, die sie schon kennen. Es kann sein, daß sie mit Studenten, die im gleichen Haus wohnen, über das Wetter sprechen. Aber kaum über mehr.

Für die Schweizer Rentner sind die italienischen Kommunikationsnormen ein ständiger Quell des Ärgers: Als Lärm, Geschrei, Frechheit und Aufdringlichkeit wird das Verhalten der andern empfunden. Umgekehrt erscheinen die Schweizer Rentner den Italienern als pingelig, ungeduldig, übermäßig empfindlich.

Dieser Unterschied der Kommunikationskultur verbindet sich mit einem sozialen Konflikt: die Rentner haben weniger große Wohnungen als die Italiener. Sie haben weniger Geld zur Verfügung. Sie können sich keine Autos leisten. Für diese Fremden wird offenbar viel mehr getan als für sie. Konsequenz: die latente Xenophobie wird verstärkt.

Kommunikationskultur und soziales Netz sind die zwei Grundbegriffe des Projekts. Welche potentiellen Kommunikationsmöglichkeiten gibt es für die Quartierbewohner und wie nützen sie sie aus? Je umfassender die sozialen Netze sind, in denen sich eine Person befindet, desto mehr potentielle Kommunikationspartner hat sie. Manche Quartierbewohner haben im Quartier selbst keine Ansprechpartner – ein Beispiel dafür ist eine Tessiner Bundesbeamtin, die Italienisch, Französisch und Hochdeutsch spricht, nicht aber Dialekt. Sie reist jeden Freitag nach Hause – dort hat sie ihre sozialen Beziehungen. Kommunikation im Quartier gibt es für sie nicht.

Differenzierte Erfassung der Kommunikationskulturen

Ein Projekt mit diesem Schwerpunkt muß interdisziplinär sein. Die Mitglieder des Forscherteams sind daher zwar alle auch linguistisch ausgebildet – aber neben den Sprachwissenschaftlern arbeiten eine Psychologin, zwei Ethnologinnen und ein Soziologe mit.

Die erste Phase des Projektes dauerte drei Monate – wir versuchten, uns mit dem Quartier vertraut zu machen. Gespräche mit institutionellen Gesprächspartnern im Quartier fanden statt: mit Pfarrern, Sozialarbeitern, dem Leitungsteam des Quartierzentrums (genannt »Breitschträff«), mit Wirten, Geschäftsinhabern, Vereinen, Gruppen. Wir stellten uns im Quartieranzeiger vor. Wir beobachteten in den Straßen, wohin die Leute gingen, wo sie stehenblieben, wo sie ein Schwätzchen hielten, wer die Straßenbahn be-

nützte, zu welchen Zeiten welche Restaurants und Kneipen besetzt waren und von wem. Langsam erhielt das Quartier ein Gesicht – bestimmte Rhythmen wurden sichtbar. Immer unter dem Aspekt von Kommunikationsmöglichkeiten ergaben sich kommunikationsfördernde und -hemmende Orte und Situationen.

In einer zweiten Phase, in der sich das Projekt jetzt befindet, führen wir intensive Gespräche mit Quartiereinwohnern, eine Art von narrativen Interviews, die aus dem kooperativen Ausfüllen eines Fragebogens herauswachsen. Wir lassen uns von den Bewohnern erzählen, wen sie wie kennen, mit wem sie was für Gespräche führen, seit wie lange sie schon im Quartier sind, was für Probleme sie sehen, ob sie häufig Kontakt mit Fremden hätten und dergleichen mehr. Zu unserem Erstaunen sind die Gespräche lang und intensiv. Die Interviewer werden zum Essen eingeladen, man setzt sich noch in eine Kneipe und statt der vorgesehenen Stunde dauert das Gespräch drei, vier und mehr Stunden.

Ursachen für interkulturelle Konflikte

Diese Interviews zeigen ein neues Bild des Quartiers: Menschen, die im Quartier verwurzelt sind, deren soziales Netz im Quartier dicht gewebt ist, auf der einen Seite. Menschen, die wie Fremde, einsam und isoliert dort wohnen, immer auf dem Sprung nach Hause. Ausländer, die in zwanzig Jahren noch nie ein längeres Gespräch mit einem Schweizer führten, nicht einmal am Arbeitsplatz, weil dort auch nur Ausländer arbeiten. Spürbar wird eine Lücke: Junge Familien in genügender Anzahl fehlen – sie ziehen in die Vororte, möglichst aufs Land, wo die Kinder mehr Lebensraum haben als in der Stadt.

In einer dritten Phase wird es darum gehen, faktisch stattfindende Kommunikationsereignisse zu beobachten und aufzunehmen. Hier stellen sich uns jetzt schon große Schwierigkeiten, die aus vergleichbaren Forschungsprojekten bekannt sind. Generell kann allerdings gesagt werden, daß die Bereitschaft, sich aufnehmen zu lassen, in einem überraschend hohen Maß vorhanden ist – die Sensibilisierung für Datenschutzbelange ist hier noch wenig ausgeprägt.

Schon jetzt – im primär empirischen Teil der Arbeit – stellt sich die Frage nach den praktischen und theoretischen Ergebnissen. Theoretisch erhoffen wir uns eine Klärung und Präzisierung des Begriffes Kommunikationskultur. Wir möchten so etwas wie Parameter (nach Gruppen geordnete Faktoren) von Kommunikationskultur erar-

beiten, die zum Vergleich verschiedener Kulturen verwendet werden können. Zugleich sollten sie den Sprechern dann die Art und Weise verständlich machen, wie unterschiedliche Kommunikationskulturen zu Konflikten führen können. Gewiß führt das Verstehen und Einsehen eines Sachverhaltes noch nicht zur Veränderung – es ist aber die Voraussetzung dazu und diese Voraussetzung zu liefern ist das praktische Ziel der Arbeit.

Iwar Werlen

Dr. Iwar Werlen, Leiter des Projekts Kommunikationskulturen des Instituts für Sprachwissenschaft der Universität Bern und inzwischen Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Mannheim.

In den USA wenig Interesse an Deutsch

Während es vor wenigen Jahren wenigstens in den größeren Städten immer noch Schulen gab, in denen Deutsch als Fremdsprache angeboten wurde, werden heute wegen mangelnder Nachfrage immer mehr Deutschlehrer entlassen.

Indiz für das vergleichsweise geringe Interesse an Deutschland ist die Berichterstattung über deutsche Staatsbesucher. Anders als etwa Margaret Thatcher oder François Mitterrand kommt Bundeskanzler Kohl höchstens bei der Begrüßung durch Präsident Reagan ins Fernsehbild. Daß dem Durchschnittsamerikaner Deutsches so gleichgültig geworden ist, könnte auch eine Folge verfehlter auswärtiger Kulturpolitik sein. Wenn sich die amerikanischen Vorstellungen von Deutschland vorwiegend an Neuschwanstein, Goethe, Liebraumilch und humorloser Tüchtigkeit orientieren, nimmt es nicht wunder, daß die postmoderne europäische Kulturszene vor allem aus Frankreich, England und Italien vermittelt wird.

Im offiziösen Deutschlandbild des Goethe-Instituts überwiegt dagegen Gediogenes: Berliner Philharmoniker, Günter Grass und Nymphenburger Porzellan. Gerade mit Mut zur Kontroverse weckt man die Neugier der Amerikaner. Faßbinder und Achternbusch, die Neuen Wilden in der Malerei wie Kiefer, Salomé und Baselitz, die Alternativkultur und die geistige Auseinandersetzung mit den Ursachen des Terrorismus sind Themen, die das angestaubte Deutschlandbild beleben könnten. Solange indessen der politische Druck auf den gestalterischen Freiraum des Goethe-Instituts zunimmt, wird auch kostspielige Werbung für Deutschkurse wenig erfolgreich sein.

-wt-

WIENER GESPRÄCHE ZU FRAGEN DER RECHTSCHREIBUNG

4. bis 5. Dezember 1986

»Weitere Schritte zu einer neuen Rechtschreibung«: So lautet die Überschrift eines Artikels in SPRACHREPORT 3/86. In diesem wurde – als einer der zukünftigen Schritte – für Ende 1986 eine Konferenz auf international-politischer Ebene angekündigt, auf der über die Neuregelung der deutschen Recht-

schreibung verhandelt werden sollte. Nun – dies damals Zukünftige ist heute Vergangenheit. Und es kann darüber berichtet werden, wenn auch hier nur in Form des Abdrucks der Wiener Abschlusserklärung mit ihren 7 Punkten und jeweils einer Bemerkung zu jedem.

Abschlusserklärung der Wiener Gespräche Dezember 1986

Auf Einladung Österreichs fand am 4. und 5. Dezember 1986 in Wien eine Konferenz zur Reform der deutschen Rechtschreibung statt, an der hohe Beamte und Sprachwissenschaftler aus Belgien, der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik (als Beobachter), Frankreich-Elsaß (als Beobachter), Italien-Südtirol, Liechtenstein, Luxemburg (als Beobachter), Österreich und der Schweiz teilnahmen.

Grundsätzliches Einvernehmen wurde darüber erzielt, die auf der Orthographischen Konferenz von 1901 in Berlin erreichte einheitliche Regelung der deutschen Rechtschreibung den heutigen Erfordernissen anzupassen. Insbesondere geht es darum, die in vielen Teilbereichen der Rechtschreibung im Laufe der Zeit kompliziert gewordenen Regeln zu vereinfachen.

Die Teilnehmer würdigten die umfangreichen wissenschaftlichen Vorarbeiten in den nationalen und internationalen Gruppen und bestärkten die Wissenschaftler in ihrer Absicht, in der bisherigen Weise fortzufahren.

Angesichts der Vielschichtigkeit des Gesamtbereichs wurde vereinbart, in einem ersten Schritt die Bereiche Worttrennung, Zeichensetzung, Getrennt- und Zusammenschreibung sowie die Laut-Buchstaben-Beziehung einschließlich der Fremdwortschreibung zu behandeln. Erst in einem zweiten Schritt soll die umstrittene Groß- und Kleinschreibung in Angriff genommen werden.

Da eine Neuregelung der Rechtschreibung die gesamte deutsche Sprachgemeinschaft betrifft, sind – sowohl innerstaatlich als auch zwischen den betroffenen Staaten – eine sorgfältige Vorbereitung und ein koordiniertes Vorgehen erforderlich.

Beim nächsten Wiener Gespräch 1988 sollen die Neuregelungsvorschläge, die bis dahin von den Wissenschaftlern erarbeitet und international abgestimmt worden sind, auf ihre politische Umsetzbarkeit hin erörtert werden.

Die Teilnehmer betonten die Notwendigkeit, zwischen den Staaten zu einer Vereinbarung zu gelangen, um die Einheitlichkeit der Rechtschreibung zu erhalten. Sie dankten Österreich für seine bisherigen Bemühungen und verbanden dies mit dem Ersuchen, weiterhin die Aufgabe der Koordination wahrzunehmen.

(1) Überraschend war dann schon, daß es hohe Beamte aus 9 Ländern waren, die ihren Willen bekundeten, gemeinsam die deutsche Rechtschreibung zu reformieren. Denn ein früherer Versuch, in ähnlicher Zusammensetzung ins Gespräch zu kommen, scheiterte – vor über 10 Jahren. Und in der nun schon über 85 Jahre lang andauernden Reformdiskussion war dieser vorletzte Versuch der erste seiner Art.

(2) Der Hinweis auf die sog. 2. Orthographische Konferenz von 1901 führt weiter zurück zur 1. Konferenz von 1876 in Berlin; damals ging es primär um die »Herstellung größerer Einigkeit« (1876) bzw. um die »Einheitlichkeit« (1901) »der deutschen Rechtschreibung« (1876/1901), die mit den noch heute amtlichen »Regeln für die deutsche Rechtschreibung« 1901 erreicht wurde. Die schon damals ebenfalls geforderte Reform durchzuführen blieb nicht nur den Vätern der Einheitsschreibung versagt, sondern all

den vielen, die sich seither darum bemüht haben. Die Reform ist damit notgedrungen – und angesichts der seit 1901 ständig komplizierter gemachten Regelung noch dringlicher – Ziel der 3. Orthographischen Konferenz, die mit den Wiener Gesprächen 1986 ihre erste Sitzung hatte.

(3) Der Weg zum Bess'eren ist mit vielen Vorschlägen gepflastert. Seit 1901 ist im Schnitt pro Jahr ein Vorschlag zur Rechtschreibreform entwickelt worden: ca. 90 »Mark-« und »Meilensteine« auf dem langen Weg der Erfolglosigkeit als traurige Bilanz? Nicht ganz! Immerhin hat die seit etwa 10 Jahren systematisierte wissenschaftliche Vor- und internationale Zusammenarbeit – auch in Wien – anerkannte Ergebnisse vorzuweisen (vgl. auch SPRACHREPORT 0/85 »Eine neue Rechtschreibung«). Zudem: die wissenschaftlichen Vorarbeiten haben die Wiener Gespräche inhaltlich und damit überhaupt erst ermöglicht.

(4) Die historische Erfahrung, daß an einem einzelnen umstrittenen Reformpunkt, an dem sich daran entzündenden Widerstand der emotional aufgela denen Kontrahenten eine Reform insgesamt scheitern kann, begründet – wie es in Wien hieß – i. S. einer »einfühlsamen Vorgehensweise« und einer »behutsamen Reform« die abgesprochene Schrittfolge des künftigen Vorgehens: zunächst die wenig(er) umstrittenen Bereiche und dann die Groß- und Kleinschreibung.

(5) Für die Verwirklichung der allgemein und vage wirkenden Verfahrensvorstellungen »sorgfältige Vorbereitung«, »koordiniertes Vorgehen« waren schon die 1. Wiener Gespräche ein Hoffnung weckendes Lehrstück. Trotz z. T. recht kontroverser Positionen, so z. B. in der Frage der Schrittfolge (vgl. Punkt 4), einigte man sich auf die Abschlusserklärung mit ihren festen Absprachen und gnädigen Offenheiten und damit auch auf die Fortführung von Gesprächen in und à la Wien.

(6) Auf der für Dezember 1988 festgelegten 2. Sitzung werden neben den international bereits abgestimmten Neuregelungsvorschlägen zur Groß- und Kleinschreibung und zur Worttrennung zumindest auch die zur Zeichensetzung und zur Getrennt- und Zusammenschreibung vorliegen und erörtert werden können.

(7) Die notwendige zwischenstaatliche Vereinbarung betrifft die neuen Regeln, die zu erarbeiten Ziel der weiteren Sitzungen der 3. Orthographischen Konferenz ist und die in allen »betroffenen Staaten« anstelle der Regeln von 1901 verbindlich gemacht werden sollen. Zudem geht es dann darum, die so erreichte »Einheitlichkeit der Rechtschreibung« im gesamten deutsch-schreibenden Raum fürderhin zu erhalten.

Auch darüber ist – wie über vieles sonst – weiter nachzudenken.

Wolfgang Mentrup

Dr. Wolfgang Mentrup ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache.

»Man müßte denn auch das Schweigen, mit seinen Arten und Gründen, zu den Formen des Gesprächs zählen.«

»Der Erfolg des Schweigens ist, daß die Reden der anderen ungestört aufgenommen, mit den eigenen Gedanken langsam und allmählich verbunden und bereichert werden, weil die aufsteigenden Vorstellungen nicht in der Rede verpuffen.«

Moritz Lazarus, 1876 15

AKTION: SPRACHKULTUR IM WAHLKAMPF

Trotz einer erfreulich lebhaften Aufnahme bei Presse und Funk, hat unsere Aktion leider nur wenig Bürger angeregt, sich zur Sprachkultur im vergangenen Wahlkampf zu äußern. Sicher spielte dabei eine Rolle, daß der SPRACHREPORT nicht eben das ist, was man als gut eingeführt bezeichnen würde, auch die geforderte Schriftform wird sich nachteilig ausgewirkt haben: Es ist eine alte Verwaltungsweisheit, daß spontane Verärgerung viel von ihrem Schwung verliert, wenn sie sich schriftlich artikulieren muß.

Entscheidend für den bescheidenen Rücklauf dürfte aber gewesen sein, daß der Aktion in zweierlei Hinsicht die nötige Brisanz fehlte: Da war zum einen der müde Winterwahlkampf selbst. Da war insbesondere ein Herausforderer, dem mehr an Versöhnung als an Konfrontation gelegen schien und der durch frühe Festlegung den interessantesten Spekulationen den Boden entzog. Zum andern – und das müssen wir offen eingestehen – hatten wir selbst unserer Aktion von Anfang an den Biß genommen, indem wir zum aktuellen Geschehen auf Distanz gingen und erklärten, in keinem Fall Partei ergreifen zu wollen und eine Aus-

wertung erst nach der Wahl vorzunehmen. Hätten wir uns als Sprachrichter angeboten, wie das manche gern gesehen hätten, vielleicht hätte mancher versucht, uns zu dem Knüppel zu machen, mit dem er auf seine Gegner einschlagen wollte.

Wissenschaftliche Sprachkritik kann und darf nicht in dieser Weise ins politische Tagesgeschehen eingreifen, auch wenn das dazu führt, daß ihre Aktionen weniger erfolgreich sind. Wir werden uns aber andere Aktionsformen ausdenken müssen, vielleicht in

der Art der Telefonaktion, von der Joseph Klein in diesem Heft des SPRACHREPORT berichtet. Und wir werden auf »bessere« Zeiten warten müssen. Aber, während wir warten, sollten wir nicht vergessen, daß gute Zeiten für die Sprachkritik, in Wirklichkeit die schlechten Zeiten der Sprachkultur sind. Wenn – für dies eine Mal – die Größen unserer Politik die Prinzipien einer kultivierten Auseinandersetzung nicht zu sehr strapaziert haben, dann sollte uns das vor allem einmal freuen.

Brunno Strecker

Fremdwörter und schwere Wörter bei den Römern

Hernach mußst du funfzehn oder höchstens zwanzig *attische* Wörter aller Gattung auswendig lernen und dir so geläufig machen, daß sie dir immer, wie von selbst, auf die Zunge kommen. Mit diesen bestreue alle deine Reden wie mit Zucker, unbekümmert, wie wohl oder übel die übrigen dazu passen und was für einen Effekt sie an der Stelle tun, wo du sie anbringst...

Nächst diesem hast du besonders darauf zu sehen, recht viele unverständliche, unerhörte und bei den Alten selten vorkommende Wörter zu gebrauchen. Von diesen mußst du deinen Köcher immer voll haben, um sie auf diejenigen, die mit dir sprechen, abschießen zu können: denn das setzt dich bei dem großen Haufen in Achtung und macht, daß sie dich für einen hochstudierten und über ihren Ver-

stand gelehrten Mann ansehen. Du kannst auch wohl bei der Gelegenheit so weit gehen und ganz funkelneue und wunderseltene Wörter von deiner eigenen Erfindung ausprägen; und sollte es dir von Zeit zu Zeit begegnen, daß du Solözismen und Barbarismen begingest, so hilf dir stehenden Fußes mit der Unverschämtheit und nenne einen Poeten oder Proeschreiber, wenn er gleich nie existiert hat, der ein gar gelehrter Mann und großer Sprachkenner gewesen sei und diese Art sich auszudrücken gutgeheißen habe.

Aus Lukian: Die Rednerschule oder Anweisung, wie man mit wenig Mühe ein berühmter Redner werden könne (Lukian, Werke in drei Bänden, übers. v. Ch. M. Wieland, Weimar 1974, 3. Band, S. 225).

SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!

Deshalb



SPRACH REPORT

P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Reden Sie mit! Per Abonnement:

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 12,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft ____/87. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zunahme: _____

Adresse: _____

Datum: _____ 1. Unterschrift: _____

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift: _____

An: Institut für deutsche Sprache, – Sprachreport –, Postfach 5409, 6800 Mannheim 1